

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

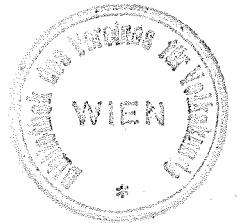
Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Begründet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt
Für den Inhalt verantwortlich:
Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

XLIII. Jahrgang 1938.

Wien 1938.

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.



Inhaltsangabe.

	Seite
Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.	
Josef Kallbrunner: Tracht und Sitte im merkantilistischen Polizeistaat	1
Hans Koch: Percht- und andere Sagen	18
Anton Schipflinger: Das Almfahr'n	22
H. K. Mayer: Bodenständige Volkssagen aus der Gegend von Pöchlarn	23
Zur Familienforschung (A. Haberlandt)	24
A. Haberlandt: Zur Darstellung des Lebensbaumes in der deutschen Volkskunst	33
Leop. Schmidt: Oberitalienische Strohmäntel	44
K. Kiraly: „Matzl'n“ oder „Schmalz sammeln“	46
A. Schipflinger: Bergfeuer	47
A. Seiler: Volkskundliches aus dem Mühlviertel	49
Rich. Pittioni: Hausmarken aus Nauders, Bez. Landeck, Tirol	61
Anton Schipflinger: Einiges über die wilden „Freil“	70
Arthur Haberlandt: Kulturgeographische Aufgaben der Volksforschung im Pannonischen Raum	77
Arthur Haberlandt: Volkstümliches Überlieferungsgut in bäuerlichen Schauspielen in Krimml, Salzburg (Nikolausspiel)	87
Berichte.	
Jahresbericht 1937 des Vereines und Museums für Volkskunde	26
Der Verein für Volkskunde an der Zeitenwende	50
Literatur der Volkskunde.	
Buchbesprechungen	25—26, 52—60, 73—76, 103—108

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Tracht und Sitte im merkantilistischen Polizeistaat.

Ein Beitrag zur Quellenkunde der Volkstrachtforschung im deutschen Südosten.

Von Generalstaatsarchivar Dr. Josef Kallbrunner, Wien.

Die Gesetzgebung des österreichischen Staates vom Ausgang des 15. bis zu den großen Kodifikationen des 18. und 19. Jahrhunderts hat, soweit sie Verwaltungs- und polizeiliche Maßnahmen zum Gegenstand hat, noch kaum eine ausreichende Würdigung erfahren. Die ausgezeichneten Ausführungen, die Theodor Motloch im österreichischen Staatswörterbuch von Mischler und Ulbrich den Landesordnungen und Landhandfesten gewidmet hat, beschränken sich auf die Quellen des Straf- und Zivilrechtes. Es ist nicht zu verwundern, daß in demjenigen Kronland der alten österreichischen Monarchie, das zweifellos für sich den Ruhm der bestgepflegten Landesgeschichte in Anspruch nehmen darf, nämlich in Steiermark, erstmalig der Beginn zu einer Sammlung jener landesfürstlichen Kundmachungen und Verordnungen (Patente), in denen diese Verwaltungsgesetzgebung hauptsächlich niedergelegt ist, gemacht wurde. Franz von Krones hat in der vollen Würdigung der Bedeutung dieser Quelle für die Geschichte der Verwaltung, der Wirtschaft und der Kultur des Landes und in der richtigen Erkenntnis der Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit der Drucke in dem bekannten Codex Austriacus und einigen provinziellen und sachlichen Spezialsammlungen unter Heranziehung des schönen Patentenbesitzstandes der Grazer Archive im 18. und 19. Bande der Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen Regesten der ihm erreichbaren Patente für die Regierungszeit Maximilian I. und Ferdinand I. gesammelt. Auch hat er dort auf den weiten Kreis der Betreffenden, denen der Staat erstmalig seine Aufmerksamkeit zuwendet, hingewiesen und durch Beobachtung der in den Kanzleivermerken genannten Namen bedeutsame Schlüsse für die Geschichte der Behördenorganisation gezogen. Es sind im Ganzen 657 Regesten geworden, von denen nur 38 in die Zeit der Regierung Kaiser Maximilians I. fallen, während der Rest, abgesehen von einer kurzen Uebergangszeit, für die Regierungszeit Ferdinand I. als steirischen Landesfürsten zu buchen ist. Bedenkt man, daß die innen- und besonders wirtschaftspolitisch sehr fruchtbare Herrscherzeit Ferdinand I., den man nicht mit Unrecht einen Frühmerkantilisten genannt hat, gewiß reicher ist an solchen Kund-

machungen als etwa die seiner nächsten Nachfolger, bedenkt man ferner, daß sich die für die steirischen Untertanen erlassenen Kundmachungen im Wesentlichen mit denen für die übrigen österreichischen Länder decken, so wird daraus ersichtlich, daß eine Sammlung aller landesfürstlichen Kundmachungen etwa bis zum Jahre 1740, wo dann die große Theresianische Gesetzessammlung und umfangreichere Provizialsammlungen einsetzen, eine Arbeit wäre, die durchaus nicht uferlos zu nennen ist. Daß sie wissenschaftlich ertragreich, ja eine wichtige Voraussetzung für die Bearbeitung der innern Geschichte der habsburgischen Länder in der Neuzeit ist, zeigt auch die Probe von Krones wieder ganz klar.

In den folgenden Zeilen soll der Versuch gemacht werden, aus den im Codex Austriacus und einigen Sammlungen abgedruckten und aus Archiven erhobenen Patenten Hinweise auf ein sehr spezielles und abgelegenes, von der Polizeigesetzgebung letzten Endes doch nur ganz dürftig beackertes Gebiet, die staatlichen Verordnungen zur Beeinflussung der Kleidung und Tracht der Staatseinwohner zu geben, um zu zeigen, daß sich eine Sammlung aller landesfürstlichen Kundmachungen auch für dieses Gebiet, das doch mit Quellen nicht gerade gesegnet ist, günstig auswirken könnte.

Diejenigen Kundmachungen des Landesfürsten, welche einen Einfluß des Staates auf die Lebenshaltung der Untertanen in Kleidung und Sitte zu nehmen versuchen, gehören in das weite Gebiet der Polizeigesetzgebung, die das ganze bürgerliche Leben im Sinne der Ehrbarkeit, der Zucht und des Gemeinwohles zu normieren bestrebt ist. Begründet ist dieses in seinen Forderungen sehr weit gehende Streben im neuzeitlichen Staatsgedanken, der mit seinem Anspruch auf die Steigerung der Rechte des Fürstens gegenüber seinen Untertanen auch eine erhöhte Verantwortlichkeit des Landesherrn mit sich bringt. Ihren materiellen Inhalt nehmen diese wie so viele Territorialgesetze aus dem reichen Schatze der Normen der mittelalterlichen Stadtverwaltung und aus der Reichsgesetzgebung des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts. Die Polizeigesetzgebung der österreichischen Länder im 16. Jahrhundert lehnt sich in der Normierung der Kleiderpracht an die Reichsgesetzgebung an, denn das mittelalterliche Wien etwa hat Kleiderordnungen oder eine Luxusgesetzgebung nicht gekannt¹⁾.

¹⁾ Vgl. Geschichte der Stadt Wien, herausgegeben vom Wiener Altertumsverein, II. Band, 1. Abt., Seite 479 f.

Die am 15. Oktober 1552 erneuerte Polizeiordnung vom 1. Juni 1542, die zugleich die Bestimmungen der „Neuen Polizei und Ordnung der Handwerker und Dienstvolkes der niederösterreichischen Lande“ von 1527 in sich aufgenommen hat, ist so viel ich sehe²⁾, die erste umfassende Ordnung gegen Luxus in Kleidung und Lebensführung und Uebertretung gewisser kirchlicher Gebote.

Fragen wir nun nach den Motiven, aus denen heraus solche Ordnungen, wie die Polizeiordnung von 1542/52 eine ist, erlassen wurden, so ist die religiöse Grundstimmung, die die Einschärfung des Verbotes kirchlicher Sünden bei Strafdrohung durch die weltliche Obrigkeit an die Spitze dieser Patente treten läßt, durchaus das Hauptmotiv. Es ist „zuvorderist der Seelen Nachtheil“, dem der Landesfürst „durch guete sittliche Ordnung und Polizei“ steuern will. Diese aus der religiösen Grundstimmung der Zeit, des Jahrhunderts der Reformation begreifliche Tendenz wird nun ganz besonders hier in Oesterreich durch die Furcht vor einem Einbruch der Türken gesteigert. Nichts kann Gottes Zorn und Strafe, die dem Lande Hunger, Seuchen und Türkennot gesandt haben, „bas noch bequember abwenden“, Huld, Glück und Sieg verleihen als Gottesfurcht, Zucht, sittlich Wesen und Polizei³⁾.

Verboten werden vorerst Gotteslästerung, Fluchen und leichtfertiges Schwören mit Strafen von 6 Kreuzern beim Bauern, welche Geldstrafe beim Handwerker, Ratsbürger, Ritter ansteigend erhöht wird, bis sie beim Herrenstand einen Gulden erreicht. Wer nicht zahlen kann, wird „in die Prechen gespannt oder in der Kirchen Gätter gelegt“, aber auch für Rückfällige sind Freiheits- und Leibesstrafen vorgesehen. Bei dem Verbote des übermäßigen Trinkens sind ähnliche Strafen, für das Ueberweinen, vorgesehen. Nur wird die Strafe dessen, der den Zutrunck entgegennimmt, ihn „gewartet“, doppelt so hoch angesetzt wie die des Zutrinkenden. Ist das Spielverbot, auch wegen der hier hervorgehobenen wirtschaftlichen Gefahren in den ersten Ordnungen für den gemeinen Mann noch ein ausnahmsloses, so werden später einige Erleichterungen auch für diesen gemacht. Der Adel wird beim Spiel unter

2) Alle drei Patente fehlen im Codex Austriacus.

3) Die Türkenfurcht hat zur Folge gehabt, daß solche Verbote beim Eintreten eines Türkenkrieges bis in den Beginn des 18. Jahrhunderts (z. B. Patent vom 19. April 1717 im Codex Austr.) erlassen wurden, weit hinaus über die Zeit in der diese Art von Verboten üblich war. Den Befehl zum Leuten der Türkenglocke zur Mittagsstunde finde ich zuerst in einem Patent vom 7. Mai 1537.

sich auf gewisse Höchstumsätze eingeschränkt, wogegen ihm im repräsentativen Umgang mit Fremden das Spielen ganz freigegeben wird. Schließlich gehört zu den polizeilich verbotenen Sünden wider Gottes Gebot auch der Ehebruch und die leichtfertige Beiwohnung überhaupt. Das Ehebruch- und Unzuchtsverbot ist ja auch schon in den mittelalterlichen städtischen Polizeiordnungen des Wiener Rates für die Zünfte der Handwerker zu finden⁴). In den österreichischen Polizeiordnungen kommt es, wie die Laster- und Trinkverbote, im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts vor, verschwindet aber dann wie diese. Erst in der bekannten Ausdehnung der Sittenpolizei Maria Theresias auf die Uebertretung des kirchlichen Gebotes im strengsten Sinne kommt diese Praxis wieder zur Geltung⁵). Auch die Abstellung leichtfertiger, gemeiner Tänze, die in einem Patente vom 8. Mai 1559 über die Klage der steirischen Stände geschah oder ein ähnliches Verbot für Innerösterreich vom 20. September 1567 gehören hieher⁶). In einem ähnlichen Sinne wird schon 1581⁷) die Volkssitte des Rockenreisens in Oberösterreich, das sonderlich durch Knechte und Dirnen nächtlicher Weise fůrgenommen werde und nur Leichtfertigkeit errege, verboten.

Bedeutsamer und in ihrem genauen Eingehen auf Einzelheiten zweifellos besser auswertbar für die Fachforschung sind die Kleiderordnungen und Maßregeln gegen den Luxus in der Lebensführung, die diese Polizeiordnungen, die sich an die Ordnung von 1542/52 schließen, enthalten. Auch hier steht als Motiv die „sündige Pracht“ und die „unordentliche Köstlichkeit“, die den Menschen wider Gott zur Hoffahrt reizt, an erster Stelle. Daneben ist deutlich erkennbar auch eine sozialpolitische Tendenz⁸). Es soll durch Nor-

⁴) Siehe Geschichte der Stadt Wien, herausgegeben vom Wiener Altertumsverein, II/1, Seite 477.

⁵) Siehe Aktenstücken zur Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung, II. Abt., 2. Band, Seite . . . Im 18. Jahrhundert sind dann wiederholt die Verbote gegen die sogenannten Freitänze zu verbotenen Zeiten erlassen worden. Besonders verpönt war das „Walzen“, das angeblich mit schandbaren und ärgerlichen Gebärden und Handbewegungen begleitet wurde.

⁶) Aus der Patentsammlung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien. Das Patent von 1567 behauptet, daß es mit der Unzucht auf dem flachen Lande so schlimm sei, daß man keinen Knecht bekäme, man gebe ihm denn eine Dirn.

⁷) Patent vom 27. Februar im Codex Austr.

⁸) Ueber Luxusordnungen im allgemeinen vgl. den Artikel von Th. Sommerlaad in der vierten Auflage des Handwörterbuches der Staatswissenschaften. Auch die Wiener Dissertation, Beitrag zur Geschichte der österreichischen Luxusgesetzgebung, von Dr. Hilde Reiger, konnte eingesehen werden.

mierung der Kleidung eines jeden der fünf Stände dem Streben der unteren Stände, es den oberen an Kleiderpracht und Schmuck gleichzutun, so zwar, daß man sie kaum mehr zu unterscheiden vermag, vorgebaut werden. An wirtschaftlichen Motiven steht der Kampf gegen die Verschwendung, die dem allgemeinen Wohle abträglich ist, gegen die Gefahr der Verarmung, die Abnahme der Nahrung und der Steuerkraft an erster Stelle. Aber auch die Abneigung gegen die Verwendung der Edelmetalle, die dem landesfürstlichen Münzwesen zu dienen haben, zu luxuriösen Vergoldungen von Gebrauchsgegenständen ist ersichtlich. Ganz deutlich merkantilistisch eingestellt ist ein Patent des Erzherzogs Karl von Innerösterreich vom 24. Februar 1578⁹⁾. Hier ist nicht nur die Verwendung von Gold und Silber für Knöpfe und Schnüre, zur Vergoldung von Wagen und dgl. verboten, sondern auch italienische und französische Glasperlen, besonders aber „die großen weibischen Kress (Hutschmuck), dadurch vil Leut betrogen und das Geld unnutz in fremde Lande verführt wird“, untersagt. Hingegen ist hier andererseits zur Bekleidung der Knechte der adligen Herren Tuch aus Böhmen und Mähren vorgeschrieben.

Werfen wir nun einen Blick auf die den einzelnen Ständen in der ausführlichsten dieser früheren Ordnungen, der von 1542, erlaubten Kleider und Stoffe.

Der untertänige Bauer und Tagelöhner, der in die unterste Klasse gehört, soll für Rock und Mantel kein Wolltuch verwenden, mag es aus dem In- oder Ausland stammen, das einen Ellenpreis von mehr als drei Viertelgulden (Ort) hat. Das Tuch für die Hosen der Männer und die Joppen und Leibchen (Goller) der Weiber soll nicht über einen Gulden kosten. Wie Gold und Silber an Ringen, Gürteln und Gehängen sind Mann und Frau Satin und Rasch (leichter flämischer Wollstoff), Vorstat (feines schwarzes Tuch aus Worstead in der Grafschaft Norfolk) und Schamlot (Kameelhaar mit Leinwandbindung) verboten. Nur Halskrausen und Haarbänder machen eine bescheidene Ausnahme. An Rohware ist dem Mann nur der Fuchs, der Frau der Königl erlaubt, zum Futter Lamm und Gais. Die Kleider sollen aus einem Stoff, unzerteilt und unzerschnitten, sein.

Zur zweiten Klasse zählen die bürgerlichen Einwohner und Handwerker der Städte und Märkte. Für die Kleider dieses Standes sind die englischen Tuche, Rasch und Satin erlaubt, die kostbaren

⁹⁾ Patentensammlung des Wiener Staatsarchivs.

Seidenstoffe verboten, nur für die Leibchen der Frauen gestattet. Seide und Samt darf sonst nur für Besätze verwendet werden. Immerhin darf an Pelzen auch der Feh verwendet werden, Ringe aus Gold bis zu einem Wert von 10 Gulden sind frei, beschlagene aber unvergoldete Gürtel dürfen verwendet werden.

In die dritte Klasse gehören vor allem die nicht adeligen Beamten, mögen sie im öffentlichen oder auch in höheren herrschaftlichen Dienstposten stehen. Daneben sind ihr auch die städtischen Ratsbürger, die Kaufleute und die Akademiker, Mediziner und Advokaten, zuzuzählen. Hier ist der bessere Tuchrock — die Elle bis zu zwei Gulden — und das Seidenwams in den wohlfeilern Sorten für den Mann, die seidenen Röcke und Joppen und das Samtleibchen mit immer reicher werdenden Verbrämung für die Frau erlaubt. Ringe aus Gold, vergoldete Gürtel und Wehrgehänge aus Silber dürfen schon bis zu höheren Wertgrenzen getragen werden. Hier ist auch schon die goldene Kette, aber nicht das goldene Armband gestattet. Der Schleier darf breite Goldleisten, das Haarband Perlen haben. Noch sind Barette und Schuhe aus Samt und seidene Klagebinden untersagt.

Die vierte Klasse ist dem niederen Adel bis zum Ritterstand vorbehalten, freilich nur unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß er standesgemäß lebt und keine bürgerliche Art des Erwerbes treibt. An Stoffen für Kleider ist ihm, ausgenommen Gold- und Silberweben, alles gestattet. Lediglich in der Pracht des Schmuckes sind noch gewisse Höchstgrenzen vorgeschrieben, die erst recht zeigen, wie groß der Luxus gewesen ist. Von Pelzen ist nur mehr der Zobel untersagt. Der Gürtel darf 30, der Schmuck an Ringen und Ketten 300 Gulden wert sein.

Die fünfte Klasse endlich, der die Mitglieder des Herren- und Grafenstandes zugehören, hat nur mehr gewisse Wertgrenzen nach oben beim Schmuck zu beobachten. Ihre Ketten und Ringe sollen nicht über 600, die Agraffen (Medeys) nicht über 100 Gulden Wert haben.

Eine andere Art von Einschränkung der Verschwendung ist die Normierung des Aufwandes bei Hochzeits-, Tauf- und anderen Mahlen. Beschränkt wird einmal die Zahl der Gäste. Und zwar darf der Hochadel zur Hochzeit 40, der niedere Adel 32, der Ratsbürger 24, der Handwerker und der Bauer 16 Gäste rufen. Die Zahl der Mahlzeiten bei einer Hochzeit soll beim hohen Adel nicht vier, beim niedern Adel nicht drei und bei den untern Klassen nicht

zwei übersteigen. Die Weisung (Hochzeitgabe), die auf die Mahlzeiten aufgeteilt wird, ist allerdings nur für die zwei unteren Stufen normiert. Sie soll beim Handwerker einen halben, beim Bauer einen Viertelgulden nicht übersteigen. In ähnlicher Weise werden auch andere Ladschaften beschränkt, die Kindlmahle ganz abgeschafft.

Diese Vorschriften des Patentes von 1542/52 wurden dann wiederholt, so in den Jahren 1558, 1566, 1568, 1578, 1633, erneuert. War es aber möglich, diesen bis ins Einzelne ungeheuer schwer auf ihre Einhaltung nachzuprüfenden Vorschriften Geltung ja auch nur hinlängliche Verbreitung zu verschaffen? Daß die an Einzelheiten reichste Ordnung von 1542/53 nicht die Zustimmung der österreichischen Stände gefunden hat und der Landesfürst sie in etlichen Punkten durch Deklarationen gemildert hat, wissen wir aus dem Patent von 1558. Aber auch die späteren derartigen Ordnungen sind erfüllt von Klagen über die Nichteinhaltung der Bestimmungen und der Versuche für besseren Gehorsam Sorge zu tragen gibt es verschiedene. Da es dem Staate außer den Zentralbehörden und den Regierungen in den Landeshauptstädten bis in das 18. Jahrhundert, wo dann die Kreisämter errichtet wurden, an eigentlich staatlichen Behörden im Lande fehlte, wenn wir von wenigen meist kameralen Funktionären absehen, so mußten hier die autonomen Behörden, die Magistrate, die Herrschaften, mit ihren Dorf- und Grundobrigkeiten, auch Beauftragte der Stände und der Kirche herangezogen werden¹⁰⁾.

Das erste primitivste vom Anfang geübte Mittel beim Versuche die Einhaltung der in den Patenten enthaltenen Vorschriften zu erreichen, war neben dem Appell an die Wachsamkeit der Obrigkeiten die Festsetzung einer Belohnung für eine Anzeige der Uebertretung an die Obrigkeit. Die Belohnungssumme wurde von der vorgeschriebenen Buße, meist ein Drittel derselben, in Abzug

¹⁰⁾ Für den Hergang der Verkündigung eines staatlichen Patentes ist ein Stück, das im Wiener Hofkammerarchiv im Faszikel „Fleischaprovionierung“ der Niederösterreichischen Herrschaftakten erliegt, nicht ohne Interesse. Es ist eine Art Kurrende, die den Vorgang bei der Kundmachung des vom Staate festgesetzten Fleischpreises in Niederösterreich 1526 zeigt. Daraus ist ersichtlich, daß die Patente durch die Diener des Statthalters (Ainspenige) in die Viertel hinausgebracht, von den Magistraten und Herrschaften gegen Bestätigung übernommen, dann angeschlagen und verlesen wurden, auf welch letzteres schon die Diktion dieses „Ruefes“ hinweist, der mit den Worten: „Hört und Schweigt“ eingeleitet und: „Das sag ein Mann dem andern“ beendet wurden. Diese Lesung wurde natürlich, manchmal auch von der Kanzel der Kirche, wiederholt. Daß diese Verkündigung bei den Herrschaften richtig erfolgte, lassen die Vermerke der aus grundherrschaftlichen Beständen stammenden Stücke des Wiener Staatsarchives erkennen.

gebracht. Dieses aus dem Mangel an ausführenden staatlichen Beauftragten erklärliche Mittel war wohl kaum sehr wirksam und gab Anlaß zu allen möglichen Uebelständen, wie denn auch im 18. Jahrhundert dann wenigstens ein Verbot der Anzeigen ohne Namensnennung erfolgt ist¹¹⁾. Ob ein anderer Versuch, nämlich der Auftrag an die Obrigkeiten Vierteljahrsübersichten über ihre strafende Tätigkeit an die Regierungen einzusenden, erfolgreicher gewesen ist, wird schwer zu sagen sein, bevor solche Berichte einmal an das Licht der Oeffentlichkeit gedrungen sein werden. Auch der Versuch die Untertanen bei der Einhaltung dieser Gebote stärker noch als an die Grundobrigkeit an die derselben überstellte Dorfobrigkeit, die doch wohl auch leichter als die erstere zur Verantwortung zu ziehen war¹²⁾, zu binden, ist doch wieder nur ein Stück aus dem einstweilen noch recht wenig aussichtsvollen Ringen des Staates um die Durchsetzung seines Willens.

Der bemerkenswerte Ansatz, den der Staat Ferdinands I. gemacht hatte, auf die Lebenshaltung seiner Untertanen besonders in der Kleidung einen Einfluß zu nehmen, ist unter den nächsten Nachfolgern dieses Fürsten nicht weiter entwickelt worden. Die innenpolitische und polizeiliche Tätigkeit dieser Zeiten ist ja stärker als andern den konfessionspolitischen Zielen der Regierung im Sinne der Gegenreformation zugewandt. Erst als in der Mitte des 17. Jahrhunderts durch das starke Einstürmen wirtschaftspolitischer Ideen, die auf die Erstarkung der finanziellen Kräfte des Staates gerichtet waren, stärker in Erscheinung zu treten begann, hat auch die nunmehr immer klarer merkantilistisch gerichtete Gesetzgebung zur Bekämpfung des Luxus einen neuen Antrieb bekommen. Dieser Tendenz danken auch die gegen den Kleiderluxus gerichteten Polizeiverordnungen Kaiser Leopolds I. ihre Entstehung. Sie haben die Verbindung mit den den Reichspolizeiordnungen nachgebildeten Lasterverboten ganz aufgegeben.

In einem Gutachten der Wiener kaiserlichen Hofkammer, das einem Vortrag derselben vom 17. November 1673¹³⁾ beiliegt, wird mitgeteilt, daß auf Anregung der Hofkammer schon seit dem

¹¹⁾ Im Patent vom 7. August 1762 (Druck bei Beinhauer, Sammlung der bis zum Jahr 1800 erschienenen Patente und Verordnungen, Wien 1844) wird vorgeschrieben, daß solche Anzeigen unterzeichnet sein müssen.

¹²⁾ Schon das im Codex Austriacus abgedruckte Polizeipatent vom 31. Oktober 1568 setzt fest, daß die Bestrafung der Untertanen im Fall der Uebertretung durch die Dorfobrigkeit zu geschehen habe, und es keinem derselben gestattet sei, „sich an die Grundobrigkeit zu lenden“.

¹³⁾ Wiener Hofkammerarchiv, Hoffinanzakt vom 20. November 1674:

Jahre 1656 zeitweise Kommissionen unter Zuziehung von wichtigen Mitgliedern des geheimen Rates und der Hofkanzlei getagt hätten, die sich mit der Frage der Hintanhaltung der Einfuhr französischer und anderer ausländischer Waren, „die alle ad luxum dienen“, zu beschäftigen hatten. Diesen Beratungen seien auch hervorragende Vertreter der Wiener Großkaufmannschaft beigezogen worden, der Versuch aber, die Menge der in den Wiener Geschäften ruhenden ausländischen Waren festzustellen, sei nicht recht geglückt. Ebenso sei die Einführung eines neuen Einfuhrzolles auf diese Waren nicht recht „in effectum kommen“. Wohl aber führten diese Bestrebungen, welche die Hofkammer nicht fallen ließ, zu einem Einfuhrverbot und als auch dieses nicht viel gefruchtet habe, zu einem kaiserlichen Patent, das am 22. März 1659 verlautbart wurde.

Dieses Patent, dessen Zustandekommen aus den von der Kammer geltend gemachten Gesichtspunkten des Merkantilismus ganz klar ist, verbietet mit den patriarchalischen Floskeln der alten Kleiderordnungen (aus väterlicher Sorgfalt), die Zucht und Ehrbarkeit aufrecht erhalten und die schädliche Verschwendung hindern sollen, das Tragen der verpönten Luxuswaren, „so nicht in unsern Landen hergestellt worden“. Verboten sind außer Gold- und Silberschmuck mit Gold und Silber durchwirkte oder verbräunte Stoffe, Spitzen und Borten (Galonen) — lauter Dinge, bei denen man an französische Waren dachte —, aber auch weiße niederländische und andere ausländische Spitzen. Nähere Bestimmungen sind einer Generalpragmatica vorbehalten.

Dieses Verbot soll dann nach Aussage des Gutachtens der Hofkammer einige Jahre vorgehalten haben, so daß man kaum etwas von dem verbotenen Edelmetall an den Kleidern gesehen habe. Die neuerlichen Bemühungen der Hofkammer, die nach dem Türkenkrieg wieder nötig geworden seien¹⁴⁾, haben wieder zu kommissionellen Beratungen geführt, als deren Produkt offenbar das große Leopoldinische Luxuspatent vom 28. September 1671 anzusehen ist. Die Tendenz dieser Verordnung ist in gleichem Maße sozialpolitisch wie handelspolitisch. Die Erkenntnis, daß der Luxus von unten kommt, so daß die oberen Stände in Stoff und Form keine Kleidung mehr erschwingen und ersinnen können, die nicht sofort von den untern Ständen nachgeahmt würde, ließ eine Nor-

¹⁴⁾ Mahnungen zu solchen Zusammentretungen auf Grund einer kaiserlichen Entschließung in den Hoffinanzakten von 11. und 13. April und 22. Oktober 1670.

mierung der Tracht und eine Einschränkung in der Lebenshaltung besonders bei den nicht adeligen Ständen — und nur auf diese bezieht sich die Ordnung von 1671 — nötig erscheinen. Aber auch volkswirtschaftlich war natürlich die Beschränkung des Massenverbrauches fremder Waren bei den breiteren Unterschichten dringender als der bei den zahlenmäßig viel geringfügigeren adeligen Oberschichten, der einer späteren Regelung vorbehalten blieb. Immerhin werden auch letztere mit deutlichen Worten gewarnt, jetzt „nachdem durch diese Pragmatik die mindere und andere Standespersonen in ein bessere Ordnung gebracht, sich der Sparsamkeit zu befeißigen, die ausländisch kostbare, an sich selbst wenig nutze, nur viel Geld aus dem Lande ziehende, sich t ä g l i c h v e r ä n d e r n d e Waren als ländschädliche Sachen zu meiden, den unnötigen Pracht vornemblich in den Wägen, wodurch das edelste Metall unnutz verschwendet wird, einzuziehen“

An sich schon von Interesse ist die in dieser Ordnung noch stärker als im 16. Jahrhundert hervortretende differenzierende Einteilung der Bevölkerung in Klassen, nach denen der Luxus normiert ist. Wenn im 16. Jahrhundert fünf Klassen mit dem Adel unterschieden wurden, teilt die Ordnung von 1671 nur die Beamten, ohne die wirklichen Räte, die Universitätschen, die Kaufleute, Bürger und Bauern in fünf Klassen. Am weitesten ins Einzelne geht die Teilung bei den Beamten des Hofes und des Staates, denen die andern Berufe nur angehängt sind.

In die erste Klasse gehören neben den den Räten nachgeordneten Sekretären der Hofstellen die Vorstände wichtiger kameraler Fachstellen im Lande, wie der Vizedom (oberster Kammergutsverwalter), der Steyrer Eisenobmann, der Gmundner Salzamtman, der Hansgraf, die obersten Buchhaltungsbeamten, eine Reihe höherer Hofbeamte, wie der Hof- und Kriegszahlmeister, der Schatzmeister, der erste kaiserliche Kammerdiener, der Hofquartiermeister, der Hofkapellmeister und sein Vertreter u. a. Ihnen gleichgestellt sind noch der kaiserliche Wiener Stadtanwalt, die Bürgermeister von Wien und Linz und als höher bewertete Akademiker die Doktoren der Rechte und Arznei und schließlich der niedere Adel mit Landbesitz.

Verboten ist dieser ersten Klasse das Tragen ausländischer mit Gold und Silber hergestellter Stoffe, all die goldenen Borten, Fransen, Knöpfe, Schlingen und Schnüre, aber auch all das Schmelz- und Stickwerk mit echten und unechten Edelsteinen und

Perlen, das besonders als französische Ware galt. Waren von Stoffen dieser Klasse nur die ganz kostbaren Auslandweben wie Brokate untersagt, so stehen doch noch „perfumirte und allerhand schmeckende Häut zu Kleidern“, die kostbaren ausländischen Pelze und aus- nicht inländische Spitzen, sowie die ganz aus Biberhaaren hergestellten sogenannten Castorhüte auf der Verbotsliste. Schmuck ist bis zur Wertgrenze von 600 Gulden, Tafelsilber nur in geringem Ausmaß erlaubt. Auch im Schnitt der Kleider gibt es Einschränkungen. Die „Fliegärmel“ sind den Männern, die „Schiffärmel“, Schleppen und weit ausgeschnittenen Wämser den Frauen dieser Klasse untersagt. In der Frisur haben sich die Männer der großen köstlichen Paruquen, die Frauen der modernen langen, gekrausten Haarlocken zu enthalten. Diener seien bescheiden gekleidet, ein solcher „zum Nachtreten auf öffentlicher Gassen“ ist dieser Klasse nicht erlaubt. Auch hier ist der Aufwand bei den Gastmahlen beschränkt, besonderer Luxus wie ausländische Kunstblumen oder Tafelmusik verboten. Aber auch der Alltag erfährt Beschränkungen: Dieser Klasse sind kostbare ausländische Tapeten, seidenüberzogenes Gestühl, wertvolles Riemzeug, ja auch „Köstliche Gemähl“ untersagt. Sie mag sich nicht nur auf dem Lande, sondern auch in der Stadt eines einfachen viersitzigen Wagens mit Fenstern aus inländischem Glas — sogenannte Lemoniwagen — bedienen. Und um schließlich sozusagen das ganze Leben zu ergreifen, ist auch die Zahl und Art der Windlichter beim letzten Geleit — hier sind es 12 Lichter aus weißem Wachs — vorgeschrieben.

Die zweite Klasse hat neben der zweiten Stufe der Staats- und Hofbeamten (Rechnungs-, Kanzlei- und mittleres Hofpersonal) nun auch schon das höhere Beamten- und Dienstpersonal des Adels, wie Hof- und Stallmeister, grundherrliche Richter u. a. in sich begriffen. Ihnen erst sind die Bürgermeister der kleineren Städte, die Mitglieder des inneren Rates in Wien und die Beisitzer des Stadtgerichtes, die Wiener Groß- und Hofhandelsleute, die öffentlichen Notare und Magister der Philosophie, schließlich der niedere Adel ohne Landbesitz gleichgeordnet. Die Verbote sind ähnlich denen der ersten Klasse, nur die Wertgrenzen sind tiefer. Samet und Atlas ist verpönt, von ausländischen Tuchen nur mehr das unter 6 Gulden Ellenpreis gestattet. Von Pelzen fällt der Edelmarder weg, den Frauen ist der „fliegende aufgespändelte Oberrock“ und auch der ausländische Schleier nicht mehr erlaubt. Die Wertgrenze des Schmuckes ist von 600 auf 300 Gulden herabgedrückt, das Tafel-

silber noch mehr eingeschränkt. Der Wagen, dessen Gebrauch nur mehr auf dem flachen Lande erlaubt ist, muß einfacher sein und an die Stelle des kostbarern Lemoniwagens tritt hier der einfachere Mantelwagen.

In die dritte Klasse fallen nun schon die niedersten Kanzlei-beamten (Kanzlisten), aber auch die Türhüter, Kammerheizer, Trabanten, Hartschier und Trompeter. Ihnen sind die Herrendiener mittlerer Art (Kastner, Rentschreiber u. dgl.), aber auch die Mitglieder des äußern Rates von Wien und die Ratsbürger der kleineren Städte gleichgestellt, dann die Wiener Kaufleute und andere nicht Handwerk treibenden Bürger, besonders auch die Künstler (Buchdrucker, Maler, Bildhauer, Kupferstecher u. a.). Wie in der dritten Klasse der Samt ist hier die Seide verboten und höchstens noch zu Aufschlägen erlaubt. Niederländische Leinwand, Tuch über vier Gulden die Elle, türkische Teppiche, auch die billigsten Biberhüte sind untersagt. Ein Hochzeitsmahl darf nicht über 40, ein Gastmahl nicht über 10 Gulden kosten. Das Schleiertuch zur Haube darf nur aus dem Inland, aus Prag oder Schlesien, genommen werden. Der Ring soll nicht mehr als 10 Gulden, der Gürtel der Frauen nicht mehr als 30 Gulden kosten. Die Windlichter beim Kondukt — 8 an der Zahl — haben nur aus minderem gelbem Wachs zu sein.

In die vierte Klasse gehören die untersten Hofbediensteten, Jäger, Heger, Sessel- und Senfenträger, Torsteher, Vor- und Stangenreiter, schließlich die untersten ausführenden Beauftragten der Regierung, die Einspänigen; in der Stadt der bürgerliche Handwerker, auf dem Lande der Schulmeister, der Meßner, die Handwerksesellen und die Dienstboten. Hier ist nur mehr billiges Tuch um zwei Gulden aus dem Inland und Rohware bis zum Feh gestattet, auch die bessere Inlandsware, wie schlesische Schleier oder feine Leinen aus Oberösterreich, verboten. Der Ring soll nicht über fünf, der Frauengürtel nicht über zwanzig Gulden kosten. Geringe Silberlöffel und Becher dürfen nicht mehr als zwei Gulden kosten. Die auch in den Handwerksordnungen bekämpften Zunftmahlzeiten werden auf fünf Gulden Kosten eingeschränkt.

In die fünfte Klasse gehören die bäuerlichen Untertanen und ihre Inleute. Ihre Kleider sollen aus gewöhnlichem Inlandstuch, die Elle nicht über anderthalb Gulden wert, sein, der Hut darf einen Gulden kosten. Billigste Haarbänder aus einer Seide, die vier Kreuzer kostet, ein Futter aus Lamm- oder Ziegenfell, ein Vorstoß von Fuchsrücken auf der Tuchhaube, Zöpfe aus gemeiner Flöth-

seide, ein Hochzeits- oder Totenmahl um 15 Gulden ist alles, was erlaubt ist.

Man hat diese Polizeiordnung, die einmal in ihren für den Geist des merkantilistischen Polizeistaates — der des Gebietens und Verbietens kein Ende kannte — bezeichnenden Einzelheiten dargestellt werden sollte, reichlich mit Strafsanktionen versehen, hat die Sorge für ihre Einhaltung der Regierung, dem Vizedom und dem Kammerfiskal mit einer Schar von ihm bestellten Angebern eingeschärft, ein Schnellverfahren durch einen bei der Regierung bestellten Polizeisenat vorgesehen. Auch wird den Handwerkern die Arbeit an den verbotenen Waren untersagt. Daß es trotz aller Anstrengungen mit der Einhaltung dieser Ordnung nicht gestimmt hat, wird in den spätern Leopoldinischen Polizeiordnungen immer wieder beklagt, einmal wird sie auch „wegen der darin einkommenden allzuvielen Spezialitäten“ als minder geeignet bezeichnet. Die ganze Art der Luxusbekämpfung in den Polizeiordnungen hat durch den Ausbruch des Reichskrieges mit Frankreich einen Antrieb erfahren, da man mit dem Verbot des Tragens französischer Waren „dem Feind die Gelegenheit benehmen wollte, das Geld an sich zu ziehen und damit gefährliche Kriege zu führen“, wie das Hofkammergutachten von 1673 sagt. Aus demselben Stück erfahren wir auch, daß die Hofkammer eine allgemeines Einfuhrverbot der französischen Waren deshalb nicht erließ, weil man dadurch auch den Handel mit dem verbündeten Holland und Italien getroffen hätte. Aber freilich wird hier anderseits erkennbar, daß die ganze Verbotspolitik weniger den Luxus überhaupt als den mit ausländischer Ware treffen wollte, daß vielmehr die Hofkammer mit der Heranziehung einer inländischen Luxusindustrie und einer schrittweisen Ausbreitung des Konsums über weite Schichten durchaus einverstanden sei, eine Entwicklung, die dann im 18. Jahrhundert noch stärker hervortritt.

Auch das Luxussteuerpatent vom 5. Mai 1697 ist eigentlich ein Verbot, das nur nach Art dieser Patente das Tragen einzelner Luxusartikel gegen Erlag einer recht beträchtlichen Jahrestaxe freigibt. Am höchsten war mit 10 Gulden jährlich jegliche Verzierung mit Gold und Silber in Borten, Gallonen, Knöpfen, Verbrämung u. dgl. besteuert. Für den Gebrauch von Spitzen aller Art waren in der ersten Klasse (vornehmer Adel, wirkliche Räte) 6 Gulden, in der zweiten Klasse (niederer Adel, Ratsbürger) drei Gulden, in der dritten Klasse (Bürger, Herrendiener) anderthalb Gulden und

in der die untertänigen Bauern umfassenden vierten Klasse 45 Kreuzer zu zahlen. Die gleichen Sätze galten für Perücken, Schopffhauben (Fontangen) und Hauben mit Bändern. Nun besitzen wir Akten des niederösterreichischen Landesarchivs¹⁵), die über die Einhebung dieser dem Kriegszahlamt abzuführenden und wie die Wehrsteuer von den ständischen Organen eingehobenen Taxe im Einzelnen berichten. Ohne ein vollständiges Bild zu geben, läßt dieses Material, das Aufschluß über die Erfassung des ständischen Adels, der Landesbeamtenschaft, einiger landesfürstlicher Städte und landtäflicher Herrschaften gibt, doch Manches erkennen. Der Besitz goldbetreßter Kleider ist nur beim Adel und dem Bürgertum größerer Städte und auch da nur so spärlich verzeichnet, daß etwa die Stadt Krems mit zehn solcher Steuerträger ganz einzig dasteht. Weitaus am verbreitetsten ist das Tragen von Spitzen aller Art. Freilich geht auch hier der Adel der Stadt und diese dem Land voraus. Wenn eine gewiß mehrere tausend Einwohner zählende Stadt wie Krems mit 102 bürgerlichen und 71 untertänigen Spitzenträgern auch hier weitaus vorangeht, Klosterneuburg mit 26 bürgerlichen und 79 bäuerlichen Zahlern folgt, Korneuburg 32 bürgerliche und 35 bäuerliche aufweist, Retz schließlich ganz leer ausgeht, so zeigt das nicht nur die verschiedene Schichtung und vielleicht auch die verschiedene Art der Einschätzung sondern auch die Unterschiede in der Verbreitung eines Aufwandes, der nicht nur vom Besitz sondern auch vom Willen, diesen Besitz zu zeigen, abhing. Auch auf dem flachen Lande ist der Unterschied sehr groß. Wohlhabigere Gegenden wie das passauische Königstetten auf dem Tullnerfeld, das noch ca. 70 Zahler angibt, stehen den ärmern Waldviertelgemeinden, die fast oder ganz leerlaufen, gegenüber.

Viel weniger verbreitet ist das Tragen der Hauben-Perücken, sie scheinen selbst beim Adel und der wohlhabenderen Bürgerschaft noch selten zu sein, verbreitet. Hier sind die Zahlen bei den einzelnen Posten meist ein Bruchteil dessen was etwa bei den Spitzen erreicht wird. Bemerkenswert scheint der Eindruck, den man bei Durchsicht dieses Bestandes gewinnt, daß die Aufnahme mit Ernst und wenigstens an vielen Stellen recht genau durchgeführt wurde.

Hatte schon die Luxusgesetzgebung Leopold I. ihren Antrieb hauptsächlich aus wirtschaftspolitischen Tendenzen empfangen und waren die alten kirchlich-moralischen aber auch die sozialpolitischen Motive immer mehr zurückgetreten, so ist diese

¹⁵) Fasz. G 19/7 von 1697.

Richtung im 18. Jahrhundert noch stärker zum Ausdruck gekommen. So ist das Patent Maria Theresias vom 12. November 1749 nur mehr ein Einfuhrverbot für fremdländische Luxuswaren, das das Tragen von im Inland hergestellten Waren aller Art ausdrücklich freigibt.

Das Handschreiben Maria Theresias vom 13. September 1762, das Beer als den Beweis einer Gesetzgebung gegen den Luxus veröffentlicht hat¹⁶⁾, hat dann zwar nochmals eine Beratung der Hofkanzlei, als der Trägerin der politisch-polizeilichen Gewalt, mit der Kommerzhofstelle, als der obersten Stelle zur staatlichen Förderung von Handel und Gewerbe, anbefohlen, um eine Polizeiordnung im Sinne der Leopoldinischen Antiluxusgesetzgebung zu schaffen, wobei man sich von vornherein auf die unteren Stände beschränkte. Die Kommerzhofstelle hat unter deutlichen Hinweis auf die mittlerweile erfolgte Entwicklung der inländischen Industrie zur Herstellung aller Arten von kostbaren Stoffen und aller Arten mit Edelmetall hergestellter Galanteriewaren eine solche Ordnung abgelehnt und nur einer gewissen Einschränkung des Schmuckes besonders ausländischer Juwelen das Wort geredet¹⁶⁾. Das ist der Stand, den auch das Handbillet der Kaiserin vom 4. Juli 1763 festhält¹⁷⁾, das aber doch immer noch den Auftrag einer zeitgemäßen Fassung einer Kleiderordnung für Bürger und Bauern enthält. Als Antwort darauf können die Vorschläge des Hofrates Grafen Lichnowsky von 1766 gewertet werden, die aber nur gewisse Einschränkungen der Hofgalakleidung zur Erörterung stellen. Gegen diese Vorschläge ist dann ganz besonders die Wiener Kaufmannschaft vorstellig geworden. Sie hat unter Hinweis auf ihre großen Steuerleistungen im siebenjährigen Krieg und auf die großen Verluste, die sie durch den unvermuteten Tod des Kaisers (1765) und den Entfall der Festlichkeiten nach der Hochzeit des Kaisersohnes Leopold erlitten habe, ihre bedrängte Lage eindringlich geschildert, was mit einer nochmaligen Verweisung der ganzen Angelegenheit vor eine Gremialsitzung der interessierten Hofstellen veranlaßte. Es ist die letzte Sitzung, die über eine Kleiderordnung zu beraten hatte. Mit deutlichen Worten, die wohl dem ob seiner fortschrittlichen Gesinnung bekannten Karl Grafen Zintzendorf zuzuschreiben sind, ist die Fruchtlosigkeit dieser Ordnungen überhaupt und ihre praktische Undurchführbarkeit gekennzeichnet, auch das Wort aus-

¹⁶⁾ Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte I., Seite 341.

¹⁷⁾ Wiener Hofkammerarchiv, N.-Ö. Kommerz, F. 31.

gesprochen, daß Gesetze, deren Uebertretung kaum vermeidbar sei, gefährlich und bedenklich für das Ansehen der höchsten Gewalt überhaupt seien. Daher solle man von der Erlassung von Kleiderordnungen absehen, um so mehr als ein „so offenbar bemerkter Unterschied der natürlichen Freiheit empfindlich fallen würde“, ein Wort, das gewiß weniger im Sinne der patriarchalisch gesinnten Kaiserin lag als es bezeichnend für den Geist einer kommenden Zeit war. Diesmal aber hat die Kaiserin ihren Räten zugestimmt, am 26. September 1766 ergeht ein Schreiben an den Grafen Rudolph Chotek, daß sie von der Erlassung einer neuen Kleiderordnung absehe.

Eine ganz andere Art von Einwirkung des Staates auf die Volkstracht konnte sich aus der richtigen Erkenntnis ergeben, daß die Tracht eines Volkes einen wesentlichen Teil seiner Eigenart, ähnlich wie Sprache ausmache, wenn eine Aenderung dieser Tracht aus nationalpolitischen Gründen wünschenswert erschien. Firnhaber hat im 8. Band des Archivs für österreichische Geschichte eine anonyme Denkschrift veröffentlicht, die die Stimmung in den zentralistischen Kreisen am Hofe Kaiser Leopold I. in Wien zur Zeit kennzeichnet, als die Magnatenverschwörung in Ungarn 1670 aufgedeckt wurde¹⁸⁾. In dieser Denkschrift wird die Niederhaltung der Madjaren durch Verlegung einer starken deutschen Militärmacht nach Ungarn empfohlen, weil man dann hoffen könne, die Ungarn würden sich an die jetzt so verhaßten Deutschen gewöhnen und nach und nach deutsche Sitten und deutsche Kleidung annehmen.

In seiner Auswirkung nicht bedeutend aber grundsätzlich nicht ohne ein gewisses Interesse scheint mir ein Fall, der sich im Zuge einer vom Staat durchgeführten Umsiedlung mehrerer Dörfer in Kroatien an der Straße von Karlstadt nach Fiume vollzogen hat. Dem Streben, den Agrarprodukten aus Ungarn und dem Banat einen Weg zum adriatischen Meer zu schaffen, dankt bekanntlich diese noch von Kaiser Karl VI. angelegte Straße, die als die Fortsetzung des Wasserweges auf der Save und Kulpa gedacht war, ihre Entstehung. Seit dem Beginn der Sechzigerjahre des 18. Jahrhunderts kommen dann unter stärkster persönlicher Anteilnahme Maria Theresias mit bedeutenden Mitteln unternommene Bemühungen der Wiener Kommerzhofstelle in Fluß, diesen Weg durch

¹⁸⁾ Oswald Redlich hat in den Beiträgen zur neueren Geschichte Oesterreichs, IV., Seite 119 ff. (1908) festgestellt, daß das Gutachten nicht wie Firnhaber meint aus der Feder des Hofkanzlers Hoher sondern von einem Beauftragten Oesterreichs beim Regensburger Reichstag stammt.

bessere Schiffbarmachung der Save und Kulpa und durch die Sorge für die bauliche Unterhaltung desselben und die Aufrichtung eines tragfähigen Transportwesens auf ihm stärker zu aktivieren¹⁹⁾. Das führt dann 1766 zu einer förmlichen Ausscheidung einiger Dörfer (Mercopail, Stari Laß, Ravnagora und Verbovsko) aus der Verwaltung des Karlstädter Generalates der Militärgrenze und deren Unterstellung unter die Triester Intendanz, die als Kommerzbehörde diese Straße ganz besonders zu betreuen hatte. Schon vorher hatte man begonnen, aus diesen Dörfern die kulturell tiefstehende morlackische Bevölkerung wegzusiedeln und anderweitig unterzubringen. Dafür suchte man hier deutsche Katholiken, womöglich Handwerker aus dem Reich und Böhmen anzusiedeln, wogegen die weggesiedelten Morlacken griechisch-orthodox gewesen waren. Als aber die Deutschen sich aus der unwirtschaftlichen und wasserarmen Gegend bald wieder verzogen, wurden sie durch katholische Morlacken aus der Gegend von Buccari ersetzt. Anstoß nahm der inspizierende Präsident der Triester Intendanz, Graf Auersperg nur an der Tracht der Frauen von Mercopail, die der früher hier siedelnden altgläubigen Morlackinnen glich. Er erbat und erhielt von der Kaiserin einen Kredit zur Anschaffung einer neuen bei den katholischen Morlacken üblichen Frauentracht für die Frauen von Mercopail, die diese im September 1770, in Anwesenheit der Kommission „mit einer dem Ort angemessenen Feierlichkeit“ zum erstenmal zur Schau stellten, wobei ihnen eingeschärft wurde, daß sie ihre alten Kleider nur mehr an Werktagen benützen und auftragen dürften.

Daß Maria Theresia aus Gründen der Moral gewisse Aenderungen in der Tracht der Bäuerinnen in den Alpenländern — es handelte sich nach dem Wortlaut etwa der Polizeiverordnung für Oberösterreich vom 1. Mai 1753 um eine „Hinabrückung der Röcke und sittsame Abänderung der Mieder“ — wünschte, ist ja bekannt. Weniger geläufig vielleicht, daß Kaiser Josef im Hofdekret vom 14. August 1783 das Miedertragen in allen Erziehungsanstalten für Frauen verbot, weil er davon Schäden für „die gute Konstitution und weibliche Fruchtbarkeit“ fürchtete.

Diese wenigen Angaben sollten nur die Aufmerksamkeit auf eine von der Volkskunde vielleicht noch nicht hinlänglich gewertete Quelle lenken, in der ja auch noch Manches für die aus dem Geiste des Rationalismus und der Aufklärung verständlichen Maßnahmen der Theresianischen und Josefinischen Zeit gegen alte Volksbräuche zu finden ist.

¹⁹⁾ Die Akten dazu im Wr. Hofkammerarchiv, Kommerz, Litorale, Fasz. 161.

Percht- und andere Sagen.

Von Hans Koch, Barmen-Wuppertal.

Gelegentlich eines kurzen Aufenthaltes in der Gegend von Reichenhall benützte ich einen regentrüben Vormittag, um in dem hart an der bayerischen Grenze gelegen salzburgischen Dorf Groß-Gmain auf Sagenjagd zu gehen. Gleich im ersten Bauernhaus bekam ich schon Auskunft über die mich besonders interessierende Frau Percht, dort wurde mir auch ein alter, abseits vom Dorf wohnender Mann genannt, der viele Geschichten wüßte. Was er mir, dieser 75 jährige Bauer Klingner, in einer kurzen Stunde (am 19. September 1937) erzählte, während er Holderstrauben fürs Einkochen fertig machte, soll hier folgen. Einige andre Zeugnisse für die Percht und für die Wilde Jagd aus der Gottschee füge ich bei.

Vorerst aber einige grundsätzliche Bemerkungen! In älteren Sagensammlungen und auch bei heutigen Beurteilern findet man oft die Meinung, daß das volkstümliche Erzählgut ausstirbt. Nun, in den letzten Jahren sind einige bedeutsame Sagensammlungen erschienen, die diese Meinung gründlich widerlegen, und auch ich habe beim Sammeln in den verschiedensten deutschen Gegenden stets eine reiche Ausbeute sammeln können. Zwar sterben gewisse altertümliche Motive aus, sei es, weil sie sich mit dem höheren Bildungsstand nicht mehr vertragen, sei es, weil ihnen die materiellen Grundlagen entzogen werden, aber dafür bekommen dann andere Motive eine um so größere Lebenskraft. Es gibt doch zu denken, daß in manchen Gegenden heute mehr von Hexen erzählt wird als früher!

Sehr oft hat es freilich an geeigneten Sammlern gefehlt. Wer aber mit dem Volk zu fühlen und mit ihm umzugehen weiß, der wird immer noch schnell das Vertrauen des Erzählers gewinnen, der oft als Einziger in der dörflichen Gemeinschaft die alten Geschichten kennt und deswegen bekannt und geschätzt wird. Aber gerade in Groß-Gmain konnte ich wieder einmal feststellen, daß das Erzählgut nicht nur auf diesen zwei Augen ruhte, denn der 12-jährige Enkel meines Gewährsmannes wußte die Geschichten genau so und teils sogar noch besser als der Großvater, dessen Gedächtnis nachzulassen beginnt.

Diese wenigen Sagen mögen vor allem als Mahnung dienen, überall nach den Zeugnissen der Volkserzählung zu suchen und sie mit größter Treue zu sammeln! Der Bauer erzählt gern, wenn man

als Bittender zu ihm kommt und nicht als rechthaberischer Aufklärer, dann läßt er einen vielleicht gar einen Blick in das tun, was er noch wirklich glaubt, während er sonst gern den Anschein zu erwecken sucht, als ob das für ihn längst bedeutungslos gewordene Dinge seien. Gar weite Gebiete Deutsch-Oesterreichs sind sehr schlecht erforscht, an neuen repräsentativen Sagensammlungen fehlt es außer für Kärnten und Oberösterreich ganz — da öffnet sich jedem Freund und Kenner der Heimat ein weites Wirkungsfeld, das dem Einzelnen wie allen Volksgenossen deutscher Zunge bleibenden Gewinn schenken wird.

Sagen aus Groß-Gmain.

1. Die Frau Bé'rt kommt zu Heiligdreikiniabend und tut den Kindern den Bauch aufschneiden, mit Schnee füllen und wieder zunähen, wenn sie nicht brav sind und nicht aufgekehrt haben.

2. In der Rauhnacht darf man nicht spinnen, sonst druckt oan die Trud oder die Frau Bé'rt.

3. Am Heiligdreikiniabend haben einmal Kinder über die Frau Bé'rt gespottet und gesagt: „Sie soll nur kommen, die Frau Bé'rt, wir tun sie schneeballen!“ Wie sie aber doch gekommen ist, haben sie die Kinder mit Schnee geworfen. Sie hat sie aber derwischt, hat ihnen den Bauch aufgeschnitten, mit Schnee gefüllt und dann wieder zugenäht. Am Morgen sind sie aber wieder lebendig gwen. (Variante des 12-jährigen Enkels: Sie ist auf einem Roß gekommen . . . Morgens sind die Kinder tot im Schnee gelegen.)

Ann.: Ueber Verbreitung und genaue Namensformen der Percht und der mit ihr verwandten Dämonen wie der Lucia usw., wie überhaupt über die ganzen Bauchaufschneider sind wir noch sehr lückenhaft unterrichtet. Vor allem Niederösterreich und Westtirol sind hier schlecht erforscht, sodaß die Abgrenzung von Percht, Lucia und Pudmutter noch große Schwierigkeiten macht. Durch möglichst genaue Angaben über Namensform, Glaube und Brauchtum mit genauen Orts- und Zeitangaben könnte der deutschen Volkskunde wesentlich gedient werden!

4. 's Wilde Gjoad war wie lauter Vögel, sie haben eine rechte Metten gemacht. Es schreit wie lauter kleine Kinder. (Frage.) Es sind lauter unschuldige Kinder. (Frage.) Es kommt zu jeder Zeit. Oaner hat sich amal grad no bucken kenna, sunst hätt'sn derwischt.

Ann.: Sonst müssen die unschuldigen Kinder mit der Percht umgehen, hier ist das Wilde Gjoad an ihre Stelle getreten. Diesen Gefügeänderungen des Volksglaubens gilt heute unser besonderes Augenmerk. Was erzählt man sonst von den unschuldigen Kindern, und wo werden noch Speis und Trank für sie aufgestellt?

5. Ein Bauer is amal auf d'Alm gangen, er ist aber in Nebel kommen und hat sich verirrt. Dreimal ist er zum selben Platz gekommen. Wie er zum dritten Mal dahin kommt, ist der Nebel zu dick, und nach zwei Stunden probiert er's nochamal. Da sieht er ein Mannndl mit einem langen Bart, das fragt er nach deß Hütten. Da sagt aber das Mannndl: „Ka sei, ka sei nit aa — ka sei, du kimmst no heim, ka sei nit aa!“ „War gscheiter, du gangest mit mir“ hat der Bauer gmoant. Da hat ihn das Mannndl einigführt in ein Tor.

Er sollt aber koan anreden und auch nix sagen, wann er gfragt werd, sunst krieget er a Watsch'n. Jetzt wie sie einikemma, fragt ean an Mannndl, wieso und warum. Er hab aber nix g'redt, und das andre Mannndl hat g'sagt: „Hoam-gehn möcht er halt gern!“ Da sans wieder aussii, das Mandl hat eam den Weg zeigt, und plötzlich war er auf der Alm. Das ist ein Untersberger Mannndl gwen.

6. In einer Alm war ein Senn, der hat viel Butter und Kas gehabt. Da hat er aus dem Kas Stufen gmacht in d'Hütten. Nachher ist er gestraft worden von unserm Herrgott und von einem Untersberger Mannndl in den Untersberg geholt worden.

7. Ein Bauer war amal beim Haar-Rösten, und da ist eine große Hitzen. Da ist a kloans Mannndl zu eam kemmen und hat mit eam g'wettet um 5000 Gulden, wer die größere Hitzen aushalten könnnt. Der Bauer ist drauf eingangen, der war d'Hitzen gwohnt, und hat ei'gheizt, daß d'Kacheln grad kracht ham. Da war 's Mannndl plötzlich weg, aber das Geld ist noch dagwen, und so hat der Bauer 5000 Gulden gwonnen ghabt.

Anm.: Der Glaube an die Untersberger Mannndl ist noch außerordentlich lebendig in der ganzen Gegend, auch im Bayrischen und Reichenhall und im Rupertiwinkel. Neu war mir aber die Auffassung des Untersberges als Straf-ort, wie er in Sage Nr. 6 erscheint.

8. Das Kasmanndl zieht zu Martini auf d'Alm.

Anm.: Der Zug der Kas(er)manndl erscheint stellenweise mit den sonst der Wilden Jagd zugehörigen Motiven. Er wird auch mimisch dargestellt als nächtlicher Lärmaufzug der Burschen. Unklar ist aber hier noch das Verhältnis von Sage und mimischer Darstellung.

9. Dem Peter ist allerhand vorkommen. Ich habe ihn gut gekannt. Wie er einmal bei der Nacht von seinem Dirndl heimgeht, sieht er ein schwarzweißes Weiberl neben sich gehen und bekommt allmählich Angst. Wie er zu einem Marterl kommt, betet er:

„Grüß di Gott, stoanern Martersäul auf olle Weg und Stroßen,
Maria und Josef tat's mi net verlossen!“

Da hat's einen Krach getan und mit furchtbarem Lärm ist sie (!) in den Wald hinein verschwunden. Wie er keimkommen ist, sind ihm die Haar pfeilgrad in d'Höh g'standen!

Wie er schon lang krank war, bin ich einmal zu ihm gegangen, und da hat er zu mir gesagt: „Siehst an meinem Bett den Schutzengel stehen?“ Ich habe aber nichts sehen können. Da sagt er auf einmal so in die Luft hinein: „'s ist schon gut, ich geh um 9 Uhr mit Dir!“ und grad um diese Zeit ist er dann auch gestorben.

10. Da war ein Bergstutz, ein Springwurm, der hat die Küh austrunken. Sie haben gemeint, es wäre ein Dieb, und der Gendarm hat auf ihn gepaßt. Er war so groß wie eine Katz. Da haben sie ein Netz aus Draht gemacht und ihn darin gefangen. An einer Stange haben sie ihn im Netz zutal gebracht und ihn dort in Spiritus getan. Da hat er im Spiritus sein Gift ausgelassen, zwei Kilo. Er hat nur einen Fleck, wo er zu schießen ist. Das ist noch nicht lange her, 40 Jahre vielleicht, wo er gefangen worden ist.

11. Dem alten Reiterbauern, das ist ein Weißsonntagskind gwen, viel ist dem unterkommen der sah allweil Geister. Wie er einmal ein Kalb heimtreibt und zu einem Marterl für einen dort gestorbenen Pfarrer kommt, hört er ein

Rer'n. Das Kalb hat Angst bekommen. Da sieht er plötzlich ein Mannl mit einem langen Bart, das wird größer und größer und reicht schon übers Dach. Da ist eam das Kalb davon, und der Reiterbauer ist d'Leiten ab hoam grennt. Zu Haus war er eine lange Zeit fast stumm vor Entsetzen und Schreck.

Anm.: Vom Reiterbauern, der geistersichtig war, gibt es noch mehr Geschichten, die ich aber aus Mangel an Zeit nicht mehr aufschreiben konnte. Diese und ähnliche Spukgeschichten sind den meisten Leuten bekannt.

12. Das Baumbossen. — In der Mettennacht war das Baumbossen: Da hat vorher die Mutter Kücheln gebachen, und wir Kinder haben sie dann um ein Küchel gebettelt. Das haben wir dann in den Mund genommen, haben mit dem fettigen Mund die Bäum „geboßt“ und dazu gesprochen:

„Baum i boß di!
Sei mer lusti,
Sei nit faul,
Sei so voll
Wie mei Maul!“

Es war uns aber meistens nur um die Kücheln zu tun!

Anm.: Die Sprüche beim Baumbossen sind recht interessant, dürften sie doch ziemlich alt sein. Im Rupertiwinkel sagt man: „I nog und du trog!“

Die Percht.

1. In den Rauh Nächten darf man nicht spinnen, sonst sticht man sich an der Spindel. (Groß-Gmain.)

2. Die Frau Berht ist eine alte Frau, die auf einer Ofengabel durch den Kamin kommt. Wenn in den drei Rauh Nächten nicht aufgekehrt ist, kommt die Frau Berht, schneidet den Bauch auf und füllt Mist ein. (Groß-Gmain.)

3. Die Frau Bercht kommt und schneidet den Bauch auf, wenn in den Rauh Nächten nicht ausgekehrt wird. (Fürstenbrunn bei Grödig am Nordfuß des Untersberges.)

Die Wilde Jagd in der Gottschee.

1. Wir jungen Burschen waren einmal im Dorf, und da hat man ein Geheul gehört von vielerlei Tieren, Katzen, Hunden usw., und das kam bis zur Kirche (die etwas außerhalb des Dorfes steht) und ging dann wieder hinaus ins Feld. Da haben die alten Leute gesagt, das sei die Wilde Jagd („Bilde Jochd“). Wenn man da hineinkommt in diesen Wirbel, soll man sich ins Wagengeleis legen, dann passiert nichts“; wenn man aber aufrecht stehen bleibt, machen sie einen kaputt. Ich weiß aber nicht, wer oder was die Wilde Jagd ist. (Schalkendorf bei Gottschee.)

2. Bei uns sagt man: „die bildai Jogkd“. Man hört von weitem schießen, Hunde, Jagdhunde jagen „Jujuju!“. Voraus Bären, Hasen und Füchse, nach dem Wild, sagt man, kommen die Hunde, dann die Jäger. Man sagt bei uns: wenn die Wilde Jagd kommt, soll man die Hände kreuzen, sagt man, dann tut sie einem nichts, sonst wird man tot gemacht. An dieser Stelle, wo die Wilde Jagd geht, steht ein Kreuz.

Da war mal ein Herr, der hat Wein geholt in Laschitz. Damals hat man den Wein getragen in kleinen Fässern. Es war 11 Uhr nachts, da hat die Verwandtschaft gesagt, er solle nicht mehr hinaufgehen. Da hat er gesagt, er gehe wohl, er bleibe nicht da.

(Oben in seinem Heimatdorf) da war ein Schuster im Haus, der hat da gearbeitet, das ist bei uns unten stark Sitte. Die arbeiten bis 12 Uhr. Dann kommen andre Männer aus der Nachbarschaft dahin, das ist zur Winterszeit, dann wird da gequatscht. Da ging einmal einer heraus, da stand das Pferd von dem Mann da ohne Schwanz, es hat noch den Wein gehabt. Da gingen sie suchen, und wie sie hinüberkommen in den Wald, liegt er dort tot auf dem Weg, ganz schwarz im Gesicht, und hat den Pferdeschwanz zusammengeknüllt in der Hand. Man sagte, das hätte die „bildai Jogkd“ getan. An der Stelle steht heute ein Kreuz.

Die Wilde Jagd, das sind solche Jäger, die am Sonntag während der Messe gejagt haben und die nach ihrem Tod büßen müssen. (Langenton.)

Anm.: Diese beiden Sagen habe ich neben vielen andern von Gottscheer Hausierern in Bonn und Köln aufgeschrieben. Es ist erstaunlich, wie reich noch der volkstümliche Glaubens- und Vorstellungsschatz der Gottschee ist, der wohl verdiente, daß er von mit den modernen volkskundlichen Sammelmethode vertrauten Sammlern geborgen wird. Die Werke von Tschinkel und Hauffen könnten hier als wertvolle Vorarbeiten dienen.

Das „Almafahr'n.“

Von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

In meinem Artikel „Burschenbrauchtum um Martini“ in dieser Zeitschrift (1937, Seite 96) habe ich das „Almafahr'n“ nur kurz erwähnt. Ich habe nun genaueres über diesen Brauch erfahren.

Das „Almafahr'n“ trifft auf den Martinivorabend — nur selten, meistens d' Nachzügler oder d' Verlorengegangenen, fahren am Martinitag noch. — Beim „Almafahr'n“ nehmen auch ältere Leute, Fütterer usf. teil. Tage zuvor wird von den Leitern der einzelnen Gruppen — eigentlich Monate zuvor, denn man schmiedet im Sommer schon Pläne für das „Almafahr'n“ — das genaue Programm besprochen und einprobiert.

Im Brixental ist das Absingen weniger in Schwung, mehr in der Gegend von St. Johann i. T. Aber auch hier singt man nicht viel, sondern man redet und spielt die Mißgeschicke der Mitmenschen. „Küahwassern“ heißt man es in der St. Johanner Gegend. Der Name kommt wohl von ihrer Handlung. Die „Almera“ tauchen die Glocken in den Brunnen, was ein heilloses Getöse und Geplätscher gibt, und dann wird begonnen.

Es wurde mir erzählt, daß man in St. Johann auch einmal eine „alt' Weibermühl“ beim „Almafahr'n“ mitnahm. Damit spielte man eine lustige Szene vom „Bod'n-Ergl“ (Georg), der eine dicke Frau hatte, die auch nicht schön war.

Voran geht der „Krax'ntraga“. Als solcher wird ein „geldiger“ genommen, denn dieser hat die Aufgabe, die Kraxe mit den aufgeladenen Sachen — meistens sind es Gegenstände, die ein Aelpler braucht — zu tragen und die ganze Schar in den Wirtshäusern frei zu halten. Manche Wirte verlangen nichts für das, was die „Almera“ trinken, denn sie sagen, gibt man den „Almerarn“ genug zu trinken, dann hat man das ganze Jahr d' Stub voll Gäst'.

Natürlich trinken die „Almera“ stark über den Durst und die Alkoholgeister treiben mit ihnen ein lustiges Spiel. Es kommt zu Raufereien in der

eigenen Reihe und wenn sie mit einer anderen Gruppe zusammentreffen erst recht.

Manchmal nehmen sie einen Ruckkorb statt der Kraxe mit.

Hinter dem „Krax'ntraga“ kommt die Schar der „Almera“. Jeder hat eine Tusch- oder Speisglocke um den Hals, Peitschen werden geschlakt und nebenzu viel gelärmt.

Der Bauer sieht das „Almafahr'n“ gerne. Er hofft sich, wenn viele „Almera“ gehen, gute Fruchtbarkeit.

Den Sinn dieses alten Brauches deutet man folgendermaßen: So vor Martini wird „zuag'stellt“, man treibt das Vieh nicht mehr auf die Weide. (Es muß der Herbst sehr schön sein, daß das Vieh solange „gras'n“ kann.) Das trauliche und stimmungsvolle Glockengeläute der Kühe verstummt. Als feierlichen Abschluß holt man die Glocken noch einmal hervor beim „Almafahr'n“, um sie ganz verstummen zu lassen, bis der Langs (Frühling) kommt, wo dann die Glocken bei der Auffahrt zur Alm wieder erschallen.

Hat das „Almafahr'n“ nicht auch noch einen anderen Sinn? Der Winter kommt und zur Winterszeit kommen viele böse Geister; diese will man durch das „Almafahr'n“ abschrecken, „ausgrauseng“.

Mag man diesen Brauch deuten wie man will. Er bleibt ein feierlicher Abschluß des sommerlichen Lebens*). Bald kommt Kathreini — diese stellt den Tanz ein — und die stille Adventzeit. Im Bauernhaus beginnt das winterliche Leben, welches gewiß nicht immer still ist, aber man muß in der Stube bleiben und da ist es eng. Die jungen Leute warten hart auf den Fasching, wo es wieder Mummenschanz und Faschingsnarreteien gibt.

Bodenständige Volkssagen

aus der Gegend von Pöchlarn, mitgeteilt von Hauptschuldirektor

H. K. Mayer.

1. Um 1840 war unter den Schiffern zu Pöchlarn der Glaube verbreitet, daß, so oft ein Krieg bevorsteht, um Mitternacht aus dem alten Welserturme tausende von Rittern herauskämen und über die Donau setzten. Dort erwartet sie eine andere Schar, die mit ihnen zum Turme zurückkehrt, dann verschwinden beide Abteilungen im Turme, nur zwei Wächter zurücklassend. Im Turme erhebt sich nun zwischen ihnen ein hitziger Kampf und fließt aus dem Turm ein Strom Blut heraus in die Donau, das Wasser blutig färbend. Wenn die Turmuhr eins schlägt, endet der Kampf und verschwinden die beiden Scharen. Darin hat man eine Erinnerung an den Kampf der Burgunden in der Etzelsburg gegen die Hunnen finden wollen.

2. Am Pestkreuz an der Straße zwischen Ornding und Pöchlarn wurden um Mitternacht wiederholt Männer gesehen, die mit ihren Sensen eifrig auf den Wiesen mähten. Am nächsten Tag war vom abgemähten Gras nichts zu sehen.

3. Im Walde hinter Harlanden und am Kuhbichl beim Orndinger Kreuzstöckl wurde wiederholt die „Wilde Jagd“ beobachtet, die unter großem Lärm, Gewieher und Peitschenknallen über die Bäume dahinzog. Wer sich nicht auf

*) Anm. der Schriftleitung: Mögen die Pfleger unseres Volkstums sich das gesagt sein lassen! Ein „feierlicher“!!

den Boden niederlegt, wird mitgeschleppt. Auch hat man Lichter und Feuer gesehen. Einige Bauern vom Orte sollen mit dem Teufel einen Bund geschlossen haben, worauf sie wiederholt verborgene Schätze fanden und zu Wohlstand und Reichtum gelangten.

4. Bei Harlanden bestand einst ein Schloß; die Frau der Burg liebte ihre Hunde mehr als Menschen. Einst erschien ein schwarzer Wagen und führte sie fort in die Hölle. Das Schloß verödete.

5. Einem Müller bei Pöchlarn hatte der hochangeschwollene Erlaufluß dreimal nacheinander das sehr kostspielige Wehr weggerissen. Da riet ihm jemand, er solle ein kleines Röcklein machen und dem offenbar erzürnten Wassermanne zum Opfer in den Fluß zu werfen; er befolgte den Rat und seine Wehr hatte nun Ruhe.

6. Eine Teufelsbeschwörung wurde 1831 in Harlanden vorgenommen. Zwei Kanoniere erfuhren davon und erschreckten die zur Verschwörung Versammelten durch Abbrennen einer Rakete derart, daß zwei Personen infolge des Schreckens starben. Die Sache wurde gerichtlich untersucht. Da jedoch die Beteiligten die Aussage verweigerten, kam man zu keinem Resultat.

7. Eine kleine, aber tiefe Lache bei der Rechenvilla rechts von der Straße Brunn-Rechen heißt „Sechterlteich“. Vor vielen Jahren stand hier ein Wirtshaus, ein Bauernhaus und eine kleine Kapelle. Bei einem Kriege kamen viele Soldaten hieher und beteten in der Kapelle um den Sieg. Dann rückten die Feinde heran und wollten die Kapelle zusammenschießen. Ein eben vorbeifahrender Heuwagen diente den Betenden zum Schutze. Als die Feinde die Kapelle beschossen, entstand ein Getümmel und Schreien und es versank die Kapelle im Erdboden. Später entstand an ihrer Stelle ein Sumpf und darauf ein Teich. Furchtsame meiden diese Stelle, besonders bei Nacht.

8. Bei der Kirche in Holzern versammelten sich in gefährlichen Zeiten die Kaufleute, um dann gemeinsam die Fahrt durch die von Raubrittern unsicher gemachte Wachau zu vollführen. Diese Kirche führt den Beinamen „Das Roßkircher“, weil im letzten Türkenkriege darin ein Pferd zurückgelassen wurde, das man nach dem Abzuge der Feinde verhungert auffand.

9. Bei Holzern besteht das Geldkreuz, wo ein reicher Schatz vergraben sein soll und das Franzosenkreuz, in dessen Nähe in einer alten hohlen Eiche das Gerippe und die Ausrüstung eines französischen Soldaten gefunden wurde. Er hatte bei Verfolgung in dem Baume Zuflucht gesucht und konnte dann sein Versteck nicht mehr verlassen.

Zur Familienforschung.

Die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ hat die Pflege der Familienforschung schon des öftern als ein aufschlußreiches Feld der Volkskunde in Erinnerung gebracht. Freilich ist es hier mit beiläufigen Beobachtungen nicht getan. Es tut ein Blick auf weitere Zusammenhänge mit urkundlicher Bezeugung not. Gibt es doch Kreise, die der Einzelforschung wissenschaftlichen Ertrag absprechen wollen. Sie mit kritischem Bedacht zu sammeln, zu fördern und zu bekräftigen, macht sich eine neue Zeitschrift: „Die Sippe“ für den südostdeutschen Lebensraum zur besonderen Aufgabe. Allen, die sich

über Herkunft und Volkstum in ihrer Familie Rechenschaft geben wollen, seien nachdrücklichst darauf aufmerksam gemacht!

Die bisher erschienenen zwei Hefte enthalten unter anderm eine Zusammenstellung über Trauungen Landesfremder in Sievering (Wien XIX) 1705—1731, eine Uebersicht über Namen auf Grabsteinen in einigen Kärntner Ortschaften, auch scheinen in den Namenslisten Familienverbindungen nach dem sudetendeutschen Raum und Deutsch-Ungarn hin auf, kurzum die biographische Volksforschung kann in der Tat erst mit solchen Behelfen auf wissenschaftlichen Erfolg hinarbeiten. Der Jahresbeitrag von zwei Schilling ist volkstümlich gehalten.

A. Haberlandt.

Literatur der Volkskunde.

Hans Mersmann: Volkslied und Gegenwart. Voggenreiter, Potsdam 1937. Preis gb. Mk 3.50.

„Gelangte die germanistische Volksliedkunde von der Textforschung aus zur Frage nach der Urfassung jedes Liedes und zur Ablehnung eines im tieferen Sinne schöpferischen Anteils des singenden Volkes, so mußte die vergleichende Melodienforschung von ihrem Standpunkt aus gerade diesen bejahen. Denn nicht so sehr in der Erfindung, sondern in der lebendigen Fortpflanzung der Melodien, bei der sich diese, wenn auch oft nur in geringfügigen Einzelheiten, unaufhörlich wandeln, liegt eine innere Gesetzmäßigkeit und eine immer wieder von neuem gegenwärtige Kraft ...“ Für diese fortgesetzte Umwandlung bringt Mersmann eine Reihe von trefflichen Beispielen. Wichtige Abschnitte des Buches behandeln ferner: Liedträger und Liedheimat, Ueberlieferungsformen, das Volkslied als Funktion; die Fragen, von wem Volkslieder gesungen werden, wann, regelmäßig oder bei besonderen Anlässen, als Tanzlied, Arbeitslied, von Einzelnen oder von der Ortsgemeinschaft, werden erst in jüngster Zeit als wesentlich erkannt. Alle diese Fragen liegen heute sozusagen in der Luft und werden zumindest die künftige wissenschaftliche Volksliedarbeit beeinflussen, ja auch den von anderen Blickpunkten her gewonnenen Volksliedbegriff wandeln; Anzeichen dazu machen sich bereits bemerkbar, wie etwa ein Aufsatz von L. Schmidt „Der Volksliedbegriff in der Volkskunde“ („Das deutsche Volkslied“, 38, 73 ff.) zeigt. Klier.

Karl Adrian und Leopold Schmidt: Geistliches Volksschauspiel im Lande Salzburg. Verlag A. Pustet, Salzburg/Leipzig 1936. Gb. Mk 3.—, 344 Seiten, 12 Bildtafeln.

Karl Adrian, der Salzburger Volkskundler, hat hier seine verstreut veröffentlichten Arbeiten gesammelt und vermehrt. Dr. Leopold Schmidt, Wien, steuerte vergleichende Anmerkungen zu den einzelnen Spielen, ein Verzeichnis der Liedanfänge und die Einleitung bei, in der er die abgedruckten Spiele in den Gesamtzusammenhang der alpenländischen Volksschauspiele stellt. Das Land Salzburg hat mit dem gut ausgestatteten Buch eine wissenschaftliche Sammlung erhalten, die heute kaum mehr durch Wesentliches erweitert werden kann und für den Volkstumsforscher höchst bedeutsam und aufschlußreich ist.

Klier.

Leopold Schmidt: Alte Weihnachtsspiele, gesammelt in Niederösterreich. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien/Leipzig 1937. S 4.97.

Die geistigen Volksüberlieferungen Niederösterreichs sind heute schon weitgehend gesammelt, durchforscht und im Druck zugänglich. Eine neue Bereicherung des schon Vorhandenen ist Schmidts Ausgabe. Sie stützt sich zu zwei Dritteln auf August Hofers schwer zugängliche „Weihnachtsspiele“ (aus N.-Oe.) im 19. Jahresbericht des Landes-Lehrerseminars Wiener-Neustadt, 1892 (über Hofer siehe oben XXXIII, 107 f.). Das Archiv der Volkslied-Arbeitsausschusses für N.-Oe. enthielt einiges Ungedruckte, der Rest stammt aus verstreuten, wenig bekannten Drucken. So hat nicht nur der Fachmann alles Erreichbare bequem beisammen, sondern auch der Volkstumspfleger ein handliches Büchlein für den praktischen Gebrauch. Hier hindert auch nicht der Umstand, daß viele Verse und Gesätze aus Liedern stammen, wie etwa das St. Pöltner Spiel, älteste Fassung, fast nur aus Liedteilen besteht; auch sonst ist der Unterschied zwischen Dialoglied und Spiel oft schwer und nur vom Musikalischen her festzustellen. Zum Schrifttum wären die Besprechungen der Hofer'schen Ausgabe von Karl Weinhold und J. W. Nagl nachzutragen.

Klier.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1937

Auch im abgelaufenen Berichtsjahr 1937 hatten Verein und Museum für Volkskunde eine Fülle von Aufgaben zu bewältigen, die sich vor allem aus dem Einbau der Volkskunde in die Pflege des Volkstums der Gegenwart ergaben. In erfreulicher Zunahme ist hiebei die volkskünstlerische Schulung der heranwachsenden Jugend wie auch der Angehörigen des Gewerbestandes an den Sammlungen des Museums für Volkskunde begriffen. Allen voran hat die Wiener Kunstgewerbeschule (Klasse Prof. Arch. Kossak und Prof. Wagner) im Sommer- und Winterhalbjahr die Sammlungen aus Deutschösterreich wie auch den Nachbarstaaten zur Grundlage ihres Lehrgangs im darstellenden Zeichnen gemacht, wobei dem Arbeitsgerät und seinem Antrieb, dem Möbelbau, dem Zuschnitt der Volkstrachten, der Bauernmalerei und den Textilkünsten nach allen Richtungen hin eingehendes Studium gewidmet war. Der Museumsbesuch der gewerblichen Fachlehranstalten für Schneiderei, der Meisterschule der Maler am Gewerbeförderungsinstitut usw. bewegten sich auf der gleichen Linie und auch der Zuspruch bei der Trachtenberatungsstelle erfuhr mit rund 500 Anfragen eine zeitgemäße Steigerung. Sie wurde insbesondere anlässlich des Deutschen Sängerbundfestes in Breslau, ferner bei einer Fahrt von Auslandstudenten nach Südafrika und für den Ball der österreichischen Winterhilfe in London beansprucht. Mit einer Ausstellung „Pfleget Haus- und Volksmusik“, die in der Zeit der Wiener Festwochen von der Oesterreichischen Heimatgesellschaft in den Räumen des Museums veranstaltet wurde, sollte für die volkspflegerische Auswertung aller Fertigkeiten

und Behelfe geworben werden, die zur Beherrschung volkstümlicher Musik bereits vorliegen. Ein stimmungsvolles Musizieren im ehemaligen Bildersaal des Schönbornpalais, das von Viktor Korda im Verein mit K. M. Klier veranstaltet und im Rundfunk übertragen wurde, führte in diesem Geiste eine ansehnliche Gemeinde von Musikliebhabern zusammen, während im übrigen die Ausstellung durch die im Juni herrschende Frühsommerhitze einigermaßen beeinträchtigt wurde. Allen, die sich von Herrn R. Mucnjak eifervoll hierzu aufgerufen, in den Dienst der guten Sache gestellt haben, sei für ihre Darbietungen der herzlichste Dank gesagt. So der Landsmannschaft „Schönhengstgau“ in Wien, der „Jung-Urania“, dem „Kollegium Musicum“ der Deutschen Gemeinschaft für alkoholfreie Kultur und dem Quartett Nowy. In der Weihnachtszeit versammelte wie alljährlich die Familie Mucnjak und ihre getreuen Helfer in der Oesterreichischen Heimatgesellschaft beim St. Pöltener Krippenspiel und in der Sonderschau der Weihnachtskrippen des Museums Groß und Klein als andächtige Zuhörerschaft (715 Personen). Eine „Weihnachtsschau österreichischer Volkskunst“ veranstaltete Dr. A. Perkmann dieses Jahr im Verein mit der Oesterreichischen Verkehrswerbung, wobei der Museumsdirektor bei der Herstellung einer Karte der Hauslandschaften, des volkstümlichen Hausgewerbes und der Heimarbeit in Oesterreich zweckdienliche Angaben machte. In den Schausammlungen des Museums wurde vor allem eine zeitgemäße Auffrischung und Neuaufstellung der deutschösterreichischen und der sudetendeutschen Volkstrachten durchgeführt, die nunmehr eine ganze Reihe ansprechender Vorbilder für die zeitgemäße Trachtenerneuerung aufweisen. Dank dem Entgegenkommen der Firma A. Fritze konnte in einer Anzahl von Schausälen wiederum der Innenanstrich der Schaukästen erneuert werden, womit eine Sichtung und Neugruppierung der Sammlungsgegenstände Hand in Hand ging. Die Zahl der Besucher des Museums betrug 3097 und 3154 Schüler 61 Klassen, außerdem wurden die Sammlungen von 309 Besuchern mit freiem Eintritt besichtigt. Führungen wurden von 12 Gruppen beansprucht. Die Volksmusik, Spiel und Tanz pflegenden Vereine, die im Museum für Volkskunde ihren naturgegebenen Sammelpunkt haben, hielten insgesamt 210 Übungsabende mit rund 3500 Teilnehmern ab. Die Vermehrung der Sammlung betrug 314 Nummern, worunter das ansehnliche Legat aus dem Nachlasse des Malers Josef Adolf Lang und die Ueberlassung von rund 70 Gegenständen aus den Restbeständen des Wiener Stadterweiterungsfonds hervorgehoben sei. Widmungen verdankt die Sammlung ferner: den Herren Reg.-Rat Lud. Kolar, Amtsrat Joh. Fuchs, Franz Stuchlik, E. Stiasny, M. Haberlandt, Alois Sattler, Med.-Rat Dr. Fr. Polack, Dir. Leop. Reiter, † Dr. Moritz Wolf, R. Mucnjak, Karl Schaller, Johann Heidinger, Fr. Janouschek, Lehrer A. Dittrich (Hirschbach, O.-Oe.), Franz Obereder (Salzburg), Prof. Dr. G. Kotek, ferner den Frauen † Adele Klarwill, Marie Lang-Reitstätter, E. Lind-Zawischer, Magdalena Kronfuß, Rosa Morawetz, Emma Reuter, Prof. Marianne Pia, Dr. Kowarschik, Clarisse von Strasser, Frau Sekt.-Chef Jordan, dem Archäologischen Institut der Universität Wien, Dir. F.

Goldberg (Druckerei „Pago“), R. Kallai, Wien und W. Fajer, Viktring. Die Bibliothek wurde um 160 Nummern, 42 Laternbilder und 130 Lichtbilder vermehrt.

Der Museumsdirektor Prof. Dr. A. Haberlandt erstattete auf der Tagung der Amtswalter des Neuen Lebens von Niederösterreich und Wien einen programmatischen Bericht über „Volkskunst und Handwerk“ im bäuerlichen Volksbildungsheim in Hubertendorf und hielt dort auch anlässlich der Richterwoche einen Vortrag über die Vorbildlichkeit und das Problem der „Neugestaltung der Volkstrachten“. Im gleichen Sinne wurde ein Vortrag mit Vorführungen von dem Genannten im Gremium gewerblicher Lehranstalten für Weißnähen, Kleidermachen und Modistenarbeit und in der Gruppe „Jung Wien“, der Sektion „Austria“ des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins gehalten. Die Handarbeitslehrerinnen für Niederösterreich fanden sich bei ihrer ordentlichen Jahresversammlung im Museum für Volkskunde zu einem Vortrag über „Volkstümliche Stickerei“ mit Vorweisungen ein. Für den Oesterreichischen Heimatdienst wurden zwei Bildstreifen über „Volksbrauch und Volkskunst in Oesterreich“ mit Erläuterungen ausgearbeitet, endlich ist ein Vortrag über „Volksbrauch in Oesterreich“ im Wanderführerkurs der Katholischen deutschen Jugend Oesterreichs zu erwähnen. An der Tagung „Tracht und Schmuck“ des Nordischen Kongresses in Lübeck beteiligte sich Prof. A. Haberlandt mit einem Vortrag über „Textile Volkskunst bei Germanen und Indogermanen“ an einer Forschungsfahrt von Wiener Hochschullehrern nach Siebenbürgen mit einem Vortrag am Honterus-Gymnasium in Kronstadt „Ueber deutsche Volksforschung in Siebenbürgen“. Dr. A. Perkmann sprach über „Oesterreichische Volkstrachten“ im Verband der staatlich geprüften Hauswirtschafts- und Frauengewerbelehrerinnen, über „Volkskunst in Oesterreich“ im Landheim des Oesterreichischen Jungvolks und in der Gewerkschaft für Angestellte des Gewerbes, über „Religiöse Volkskunst“ in der Leogesellschaft und über „Das Museum für Volkskunde“ im Verein zur Verbreitung humanistischer Kenntnisse. Die Genannte hielt ferner drei volkskundliche Vorträge im Wiener Rundfunk und nahm im Juli an einer volksbildnerischen Schulungswoche in Imst in Tirol teil. Herr R. Mucnjak leitete mit Umsicht und Geschick die Vorführung zeitgemäßer Volkstrachten auf der „Volkstrachtenschau“ der Wiener Festwochen, ferner anlässlich der 10-Jahrfeier der „Wiener Frauenarbeit“ und an einem „Frauenachmittag“, den die Norddeutsche Verlagsgesellschaft in den Sophiensälen veranstaltete. Alle Angestellten des Hauses haben auch in diesem Jahr hingebungsvoll ihren Dienst am Museum versehen, wofür ihnen der wärmste Dank gezollt sei.

Die Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien hielt auch im abgelaufenen Berichtsjahr ihre Vortragsabende zu wiederholten Malen im Museum für Volkskunde ab, wobei unter anderen auswärtigen Gästen Fräulein Dr. Edith Fél von der ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums in Budapest mit seinem Vortrag über die „Entwicklungstypologie der Magyarischen Siedlungen“ besonderes Interesse erweckte.

Wir betrauern in diesem Jahr den Heimgang unseres Ehrenmitgliedes Geheimrats Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin, dessen Lebenswerk, die ver-

gleichende Zusammenordnung und kritische Ueberschau über den Märchenbestand der Kulturmenschheit in aller Welt, gegründet auf die deutschen Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm, zu den unvergänglichen Leistungen der deutschen Volkskunde gehören, ferner das Hinscheiden des dank seiner Brauchtumsforschung nicht minder hochgeschätzten korrespondierenden Mitgliedes Prof. Dr. Paul Sartori, Dortmund und unseres unerwartet früh den Seinen schmerzlich entrissenen Ausschußmitgliedes Prof. Dr. Georg Kyrle. Ihnen allen, die um die Sache der Volkskunde in Wissenschaft und werktätiger Bemühung sich verdient gemacht haben, wird der Verein ein ehrenvolles Andenken bewahren!

Die Vereinsleitung wurde durch die Zuwahl der Herren Doz. Dr. Rudolf Kriss und Dr. Leopold Schmidt ergänzt, zum Rechnungsprüfer wurde Herr Dir. Leop. Reiter neu berufen. Zu Ehrenmitgliedern erwählte die Jahresversammlung einstimmig die Herren Prof. Dr. Otto Lehmann, Hamburg-Altona, und Prof. Dr. Adolf Spamer, Berlin. Beide Herren haben in einem freundlichen Schreiben an die Vereinsleitung ihren Dank an den Ausschuß für die ihnen zu Teil gewordene Ehrung Ausdruck verliehen. Den Vortrag in der Jahresversammlung hielt das neugewählte Ausschußmitglied Dr. Leopold Schmidt über „Wiener Großstadt-Volkskunde“. An Mitgliedern neu eingetreten sind 28, ausgetreten oder verstorben 5; den Zeitschriftenbezug haben 5 Mitglieder neu angemeldet.

Die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ vermochte im übrigen mit der Drucklegung wertvoller Beiträge ihr Ansehen wohl zu behaupten. Um ihren Umfang zum Mitgliedsbeitrag in ein günstigeres Verhältnis zu bringen, wäre eine Ausweitung ihres Bezieherkreises freilich dringend von nöten! Alle Freunde des Museums seien zur Werbung hiefür wiederum recht angelegentlich aufgefordert! Der Bericht hat auch in diesem Jahr für alle gewährte Unterstützung dem Bundesministerium für Unterricht, der Bundeshauptstadt Wien, der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie, der Kammer für Arbeiter und Angestellte den geziemenden Dank zu sagen. Die vom Herrn Bundesminister für Unterricht und dem Herrn Bürgermeister der Stadt Wien in den Museumsausschuß entsandten Vertreter waren auch im Berichtsjahr im Verein mit den übrigen Mitgliedern des Ausschusses nach bestem Ermessen bemüht, dem Museum für Volkskunde förderlich zu sein. Hiefür sei ihnen ebenso wie den zuständigen Aemtern des Bundes, der Stadt Wien und der Kammern der wärmste Dank der Vereinsleitung zum Ausdruck gebracht. Dieser gilt nicht minder allen privaten Förderern und Gönnern des Museums für Volkskunde. Dank der einsichtvollen Stellungnahme der Wiener Stadtverwaltung zur Obsorge um die Sammlungen des Museums wurde der abgelaufene Mietvertrag für das Schönbornpalais auf weitere 20 Jahre verlängert. Möge dies zum guten Zeichen dafür dienen, daß die zunehmende Geltung des Wiener Volkskundemuseums in der Volkstumspflege der Gegenwart auch in der Obsorge, die die öffentlichen Behörden ihm zuwenden, ihren Ausdruck finden wird!

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen

für das

	Schilling
Barrest von 1936	2.809.84
Verein:	
Mitgliedsbeiträge und Zeitschriftenbezug . . S	1246.11
Verkauf älterer Jahrgänge und Sonderdrucke „	280.80
Verkauf der „Einführung in die Volkskunde“ . . „	8.—
Durchlaufende Beträge (Arb.-Gem. f. Vk.) . . „	38.10
	1.573.01
Museum:	
Subvention des Bundesministeriums f. Unterr. S	7450.—
Fernsprechgebührenersatz (B.-M. f. U.) . . . „	377.40
Fernsprechgebühren-Teilersatz „	76.35
Subvention der Stadt Wien „	3500.—
Subvention der Handelskammer „	1500.—
Subvention der Arbeiterkammer „	300.—
Spende Dr. Robert Lang „	300.—
Spende der Österr. Verkehrswerbung „	100.—
Spende der Selenophon A. G. „	50.—
Spende der Harlander Spinnerei A. G. „	50.—
Spende des Gremiums der Gew. Lehranstalten für Weißnähen „	35.—
Spende der Ph. Suchard A. G. „	20.—
Eintrittsgelder und Verkauf des Führers . . . „	1765.45
Führungsbeiträge „	111.—
Saalbenützung „	368.50
Leihgebühren „	148.80
Beglaubigungsgebühren „	755.53
Lichtbilderbenützung „	366.54
Krankenkassenbeiträge der Angestellten . . . „	801.36
Steuerbeiträge der Angestellten „	53.67
Kleinere Einnahmen „	39.88
Durchlaufende Posten „	3.—
	18.172.48
Summe der Einnahmen und des Barrestes 1936	22.555.33

Geprüft und

Ministerialrat Karl Gerstner

als Rechnungsprüfer.

Wien, am

und Museums für Volkskunde

Jahr 1937.

Ausgaben

		Schilling
Verein:		
Druckkosten der Zeitschrift, 42. Jahrg.	S 1633.—	
Zinkstöcke	„ 26.03	
Besprechungshonorare	„ 106.50	
Post- und Versandgebühren	„ 99.56	
Kanzlei, Drucksorten usw.	„ 60.54	
Zeitungsabgabe	„ 20.—	
Durchlaufende Beträge (Arb.-Gem. f. Vk.)	„ 38.10	1.983.73
Museum:		
Gehalte und Löhne	S 9310.62	
Krankenkassa	„ 1807.04	
Einkommensteuer	„ 55.75	
Stempelabzüge	„ 78.40	
Kanzleierfordernisse	„ 155.44	
Postgebühren	„ 392.94	
Fahrten	„ 111.65	
Fernsprechgebühren	„ 763.41	
Sammlungsankäufe	„ 342.30	
Bibliothek	„ 287.70	
Lichtbilderbeschaffung	„ 135.80	
Anschaffungen und Restaurierung	„ 632.55	
Beleuchtung	„ 250.64	
Beheizung	„ 837.41	
Reinigung	„ 559.24	
Mietzins und Nebengebühren	„ 2058.90	
Führungshonorare	„ 165.—	
Durchlaufende Posten	„ 3.—	17.947.79
Summe der Ausgaben		19.931.52
Barrest		2 623.81
		<u>22.555.33</u>

richtig befunden:

Direktor a. D. Leopold Reiter

als Rechnungsprüfer.

17. Jänner 1938.

Die Vereinsleitung im Jahre 1937.

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vizepräsidenten: Sektionschef a. D. Dr. Arthur Breycha, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer, Prof. Dr. Hugo Hassinger.

Generalsekretär: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Generalsekretär-Stellvertr.: Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger.

Kassier: Direktor Dr. Heinrich Jungwirth.

Ausschußräte: Hofrat Dr. Karl Giannoni, Hofrat Dr. Kurt Donin, Hermann Kandi, Oberlehrer Karl M. Klier, Prof. Dr. Georg Kotek, † Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle, Univ.-Doz. Dr. Rud. Kriss, Dr. Franz Ottmann, Dr. Adelgard Perkmann, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Hofrat Dr. G. Schlesinger, Dr. Leopold Schmidt, Prof. Dr. Karl Spieß, Univ.-Doz. Dr. Richard Wolfram, Konservator Sandor Wolf, Prof. Raimund Zoder, Prof. Dr. Karl Lugmayer, Hofrat Hermann Reuther.

Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht: Sektionsrat Dr. G. Hohenauer, Hofrat Dr. F. Schubert-Soldern.

Vertreter der Stadt Wien: Oberamtsrat Dr. K. Wagner, Prof. Franz Kopp.

EHRENMITGLIEDER:

Josef Blau, Freihöls (1920).	Dr. Paul Kretschmer (1930).
Dr. M. Haberlandt (1920).	Dr. Josef Strzygowski (1930).
(Gräfin) Nandine Berchtold, Buchlau (1914).	Dr. Oskar Seyffart, Dresden (1932).
Karl (Freiherr von) Rumerskirch (1914).	Dr. A. Dopsch (1933).
Dr. Eugen Oberhummer (1929).	Dr. John Meier, Freiburg i. B. (1934).
Dr. Michael Hainisch (1929).	Dr. Otto Lehmann, Altona (1937).
	Dr. Adolf Spamer, Berlin (1937).

KORRESPONDIERENDE MITGLIEDER:

Schulrat Karl Adrian, Salzburg.	Univ.-Prof. Dr. G. Jungbauer, Prag.
Museumsvorstand Dr. K. Brunner, Berlin.	Univ.-Prof. Dr. E. Schneeweiss, Prag.
Museumsvorst. Prof. Dr. V. Geramb, Graz.	Dr. H. Bächtold-Stäubli, Basel.
Hofrat Dr. G. Graber, Klagenfurt.	Prof. Dr. A. Byhan, Hamburg.
Univ.-Prof. Dr. N. Krebs, Berlin.	Prof. Dr. H. Naumann, Frankfurt a. M.
Univ.-Prof. Dr. O. Lauffer, Hamburg.	Prof. Sigurd Erixon, Stockholm.
Prof. Josef Tvrđy, Wischau.	Prof. Dr. D. Selenin, Leningrad.
Univ.-Prof. Dr. M. Murko, Prag.	Prof. Dr. Theodor Siebs, Breslau.
Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.	Direktor Vladimir Tkalčić, Zagreb.
Dr. Zeno Kuziela, Berlin.	Hofrat Dr. A. Depiny, Linz.
Univ.-Prof. Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck.	Univ.-Prof. Dr. E. Gierach, München.
Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, Innsbruck.	Prof. Dr. K. Hahm, Berlin.
Direktor Prof. F. Pospišil, Brünn.	Prof. Dr. O. Moro, Villach.
Hofrat Ferd. Raunegger, Klagenfurt.	P. Rom. Pramberger, Stift St. Lambrecht.



Biedermeierliche Hochzeitsgruppe mit Lebensbaum.

Heimkehr ins Reich!

„Das eigentliche Volk wollen wir in seinen Naturformen erkennen, erklären und darstellen“, das war die Zielsetzung unserer Zeitschrift, die ihr Begründer Michael Haberlandt beim ersten Erscheinen ihr gab, und dazu die Erfassung dessen, wie in der Ganzheit urwüchsigem Volksleben von seiner Geistigkeit und seiner Lebensführung bis zum Wirtschaftsbetrieb eins zum andern sich fügt und in ihm aufgeht. In folgerichtiger Weiterführung dieser Aufgabe geht es uns heute wie ehedem — außer um die wissenschaftliche Festlegung solchen ursprünglichen Bestandes — um die Untersuchung der gestaltenden Kräfte gegenwartsnahen Volkstums und um die Herausarbeitung der schöpferischen Leistungen, die ihm entspringen und sein Wirken kennzeichnen. Unsere Zeitschrift dient damit in Treue dem Willen und den Worten unseres Führers Adolf Hitler:

Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens, unser Volkstum und die in ihm gegebenen Kräfte und Werte.

Der Schriftleiter:
Arthur Haberlandt.



Abb. 1: Schranktür, rotbrauner Grund, hellblau gerahmt. Elbogner Kreis, Böhmen (Laternbild der „Deutschen Heimat“ im Mus. f. Volksk.)

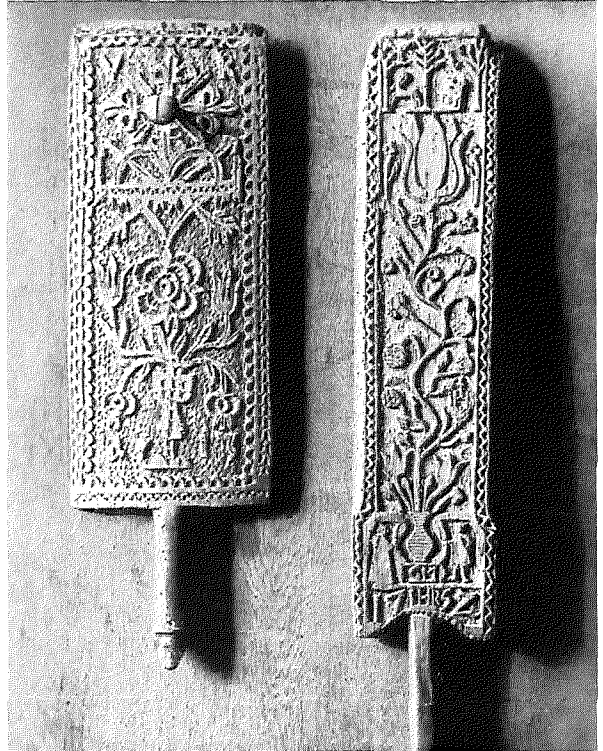


Abb. 2. a: Mangelbrett aus Mauterndorf im Lungau.
b: Mangelbrett aus dem Burgenland. (Mus. f. Volksk. Wien.)

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Zur Darstellung des Lebensbaumes in der deutschen Volkskunst.

Von Arthur Haberlandt, Wien.

Wesensschau gewinnt die Volkskunde in der Erforschung der Volkskunst erst dort, wo sie bis zur Sinndeutung ihrer bildhaften Überlieferung vordringt. Denn alle Volkskunst ist Erleben und Gestalten einer inneren und äußeren Mitgift, ist geistiges Erbe und zugleich Ausdruck einer Weltanschauung, der überpersönliche Mächte Pate stehen. Bei jedem tieferschürfenden Beginnen dies klarzustellen, fordert die philologisch-historische Ausrichtung unserer Wissenschaft Sichtung und bedachtsame Kritik der Denkmäler, auf die solche Erkenntnis sich einwandfrei zu stützen vermag. Die Wiener Volksforschung hat es daran — in der Untersuchung der Volkskunst vornehmlich des alten Österreich — nicht fehlen lassen, ihre geschichtlichen Wege und Verzweigungen aufzuzeigen, wie auch sie bestimmten Anlässen hochzeitlichen Erlebens im Volke zuzuordnen. Damit ist freilich noch nicht genug getan, wo es nun um die inhaltliche Auslegung geht; wir begegnen hier jenem Einwand, den erst O. L a u f f e r kritisch — und wohl allzu kritisch — erhoben hat, daß man etwa unter dem weltanschaulichen Schlagwort des Lebensbaumes „Bildquellen der deutschen Volkskunst, die an und für sich stumm sind, eine völlig willkürliche Deutung gegeben habe.“¹⁾ Als solche „Bildquellen“ gelten im beregten Fall (a. a. O. 227 ff.) O. Lauffer Stickmustertücher, Schnitzmuster, Webemuster und Trachtenzier. Da damit Grundfragen der Volkskunstforschung nicht nur im deutschen und germanischen Volksbereich aufgerollt werden, heischt dieser Vorbehalt besondere Beachtung.

Über die Stickmustertücher in seiner engeren niederdeutschen Heimat und die Trachtenzier in Thüringen wurde demgegenüber von Lauffer eine Befragung von Landleuten durch Heimatforscher in die Wege geleitet, ob denn etwa Muster, wie Blumenvasen oder

¹⁾ Schicksalsbaum und Lebensbaum im deutschen Glauben und Brauch. Zeitschrift für Volkskunde N. F. 7 (Berlin 1937), S. 215 ff.

sprießende Blumen den Namen Lebensbaum trügen. Das Ergebnis waren Normalschulantworten, das sei „ein Krutputt“, „eine Blume“ und O. Lauffer sieht sich demgemäß veranlaßt, die „unschuldige“ Blumenvase vor dem Ansinnen, sie bedeute einen Lebensbaum, in Schutz zu nehmen (a. a. O. 228 f.). Man hat hierbei aber den Eindruck, daß es nicht gut um die Folgerichtigkeit jener Befragung steht, die letzten Endes zu tieferer Erkenntnis hinführen sollte. Gegen die Sinndeutung von Stickmustertüchern ist einzuwenden, daß dies ja in der Tat „stumme“ Vorlagen sind, die erst in ihrer lebendigen Anwendung und brauchmäßigen Widmung im Volk etwas bedeuten sollen und wollen. Es gilt also ihrer besinnlichen Ausführung an Werken liebevoll schaffender Hände nachzufragen. Und mag auch die mündliche Überlieferung hievon verstummt sein oder stumm bleiben wollen, so vermag dann immer noch der Volksbrauch über den ihnen beigelegten oder beizulegenden Sinn beachtlichen Aufschluß zu bieten. In der Frage nach dem Lebensbaum im deutschen Glauben und Brauch will O. L a u f f e r aber eigentlich nur das Herkommen des Pflanzens lebender Bäume bei Geburt und Hochzeit als Schicksalsbäume durch Berichte und Glaubensvorstellungen als bezeugt gelten lassen, wogegen er der vergleichenden Brauchforschung ablehnend gegenübersteht. W. M a n n h a r d t gegenüber wendet er zunächst ein, er habe die Deutung, daß mit Zierstickereien auf Bettlaken des Bräutigams und Hemden der bräutlichen Aussteuer im Saterlande „der Schicksals- oder Lebensbaum der jungen Leute selber gemeint sei, dem Volksbrauch aus eigener Einbildungskraft gegeben“ und nach ihm seien „dann erst die Nachfolger gekommen“ . . . (a. a. O. 227). Ich bekenne mich als „Nachfolger“ gerade in diesem Fall. Denn daß der Bildgehalt und die mündliche Überlieferung über ihre sinnvolle Anbringung bei diesen Stickmustern im Saterlande sich in wesentlicher Art wechselseitig erhellen, habe ich vor Jahren einmal mit Bedacht auf die besonderen Umstände ausgeführt, die diesen Brauch bewahren halfen und auch in der Durchbildung der Muster aufscheinen. Es heißt dort³⁾: „Wohl aber lohnt es sich zu beobachten, wie das Volk herkömmliche Motive gegebenenfalls als bedeutsam charakterisiert. Aus dem Saterland berichtet W. M a n n h a r d t: „In der einen Ecke der Bettlaken, welche der Bräutigam mitbekommt, wenn er aus dem elterlichen Hause in einen fremden Hof hineinheiratet (und nur dann — diese

³⁾ Begriff und Wesen der Volkskunst. Jahrbuch für historische Volkskunde II (Berlin 1926) S. 34.

wesentliche Bemerkung übergeht O. L a u f f e r [d. Ref.]) stickt man mit bunten Fäden einige Blumen auf einen Baum, auf dessen Wipfel und reich belaubten Ästen Hähne (eine leicht verständliche Symbolik) sitzen. Zu beiden Seiten des Stammes stehen die Anfangsbuchstaben seines Tauf- und Familiennamens. Ebenso sticken die Mädchen in ihre Aussteuerhemden am Halse auf jeder Seite der Spange je einen Baum und die Buchstaben ihres Namens. Es ist der Schicksals- oder Lebensbaum der jungen Leute selber gemeint, der aus dem heimatlichen Boden verpflanzt, künftig auch in dem neuen Wohnsitz grünen, wachsen und Früchte bringen soll.“ Hier weist die Anbringung nur unter besonderen äußeren Umständen, und als eine Art Märke ebensosehr auf einen tieferen Sinn, wie wir dies trotz der von Th. S i e b s vorgebrachten Skepsis doch auch an der Stickerei auf den Mädchenhemden absehen zu können vermeinen. Der Blumenproß — um einen solchen ganz konventioneller Zeichnung in roter Kreuzstichstickerei handelt es sich bei einem von Th. S i e b s selbst beigebrachten Beleg³⁾, — zeigt nämlich an den untersten horizontal verlaufenden Zweigen zwei Herzen hängend, dazu Schmuckobjekte wie an einem Gabenbaum, Namensbuchstaben oder Jahreszahl. Man war also bemüht, durch charakteristisches Beiwerk dem konventionellen Bildwerk den gewünschten Sinn zu verleihen.“

Wir wollen hier nun nicht etwa eine Erörterung anhängig machen, ob für die Sinnggebung der Ausdruck Schicksalsbaum oder Lebensbaum oder Heiratsbaum zutreffender sei, kommen aber auf diese Begriffsbildungen noch zurück. Wichtiger als dies erscheint die Feststellung, daß die herangezogene Bildquelle auch an und für sich nicht stumm genannt werden kann. Der ganze Aufbau setzt eine Sinnggebung voraus, die eine andersartige als etwa die einer „malerischen Komposition“ ist (vgl. S. 40).

Der gegenständliche Inhalt dieser Arbeit soll denn auch wieder einmal die Bekanntmachung von Werken der Volkskunst sein, die in ihrer S i n n g e b u n g unmittelbar einleuchtend sind und die wir daher im Bilde selbst für sich sprechen lassen können. Sie sind darin nicht minder glaubhaft wie der sprachliche Ausdruck der Vorstellungen des Volkes etwa im Lied. Als Hochzeitsgaben und Stücke

³⁾ Das Saterland. Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde III (Berlin 1895) S. 377 f. — Fig. 3 S. 387 (zeigt, wie zu ergänzen ist, an dem Lebensproß eine Art Schmuckgehänge, zwei Kränzlein und im Dreieck zusammengelegte Schmucktücher wie ein Maibaum [d. Ref.]).

der Aussteuer für die Braut umfassen sie den deutschen Lebensraum von den Sudetenländern bis Tirol und tun für die Zeit des 18. und den Anfang des 19. Jahrhunderts dar, in welcher Art das Volk dem „Krutputt“ sinnbildliche Bedeutsamkeit gab und was für den Sammelbegriff Lebensproß und Lebensbaum in der deutschen Volkskunst daraus zu gewinnen ist.

Taf. 2, Abb. 1: Eine Bildszene auf der Tür eines Wäsche- und Kleiderschranks aus dem Elbogner Kreis in Böhmen v. J. 1740. Sie zeigt in farbiger Malerei auf rotbraunem Grund eine Blumen vase in der Stilform der Zeit, aus der ein dreigeteilter Blütensproß aufwächst. Der mittlere Stamm trägt vier rosenartige Blüten, wie auch — je eine — zusamt zwei dunklen Blüten an den nach Art von Levkojen krautig dargestellten Seitensprossen erscheinen. Auf ihren waagrechten Ästen steht ein Paar in bürgerlichem Festkleid, wobei der Mann mit der Linken ein flammendes Herz der Frau darreicht, die ihm in der Rechten dafür einen Ring darbietet. Über der Gruppe schwebt ein Rosengebinde; im himmlischen Feld — dürfen wir wohl sagen — strahlt ein mächtiger Stern über ihr. Es ist hier unverkennbar die Szene des Verlöbnisses, und zwar mit dem bildhaft ausgedrückten Wunsche eines glückhaften Gedeihens festgehalten, das schon aus der Stellung des Paares im Dreisproß als dessen Sinn sich ergibt, wogegen im Sprachlichen der Brauch beschreibende Formeln erwachsen ließ, die im Spruch des Mannes: „In mein Herz kannst du leben Bis ich mein Geist thu aufgeben“ und der Erwiderung der Frau: „Das Herz schenk ich dir zu einem Pfand, steck an das Ringl an deine Hand“ im Sockel des Nischenraumes festgehalten sind, in den die Gruppe hineingestellt ist. Es wäre indes nicht Volkskunst, reichte in der bildlichen Darstellung nicht eben schmückendes Gestalten darüber hinaus.

Taf. 2, Abb. 2 b: Ein Gegenstück hiezu bildet das „Schnitzmuster“ eines Mangelbrettes aus dem Burgenland v. J. 1752. Innerhalb eines in vielfältigen Zickzackstrichen ausgeführten Ritzmusters auf den abgefasten Kanten der Rollfläche säumt ein ausgegründetes zackiges Band eine ebenfalls in Flachschnitzerei ausgeführte Bildgruppe ein. Ein Paar in bürgerlicher Tracht steht mit grüßender Gebärde sich in einer Art Gehäuse gegenüber, das in der Mitte eine Ausnehmung besitzt. Hier wächst aus einer henkellosen Kelchvase ein Dreisproß mit zwei kleinen seitlichen Kelchblüten und einer wellig emporstrebenden Blütenranke auf, deren einzelne Blüten recht unterschiedlich etwa als Rosen, Nelken und Tulpen wiedergegeben

sind. Der erste Seitensproß stellt einen Kelch vor, dessen Inneres ein Drei-Nagelherz verkörpert, über dem der Namenszug Jesu IHS aufscheint. Auf dem kastenförmigen Sockel der Vase stehen die Namensbuchstaben G M, im Abschlußfeld darunter 17 IHR 52. Ober dem mächtigen Endkelch der Ranke und zwei seitlichen Vergißmeinnicht-Blümchen ist noch eine Jagdszene, Jäger und Hirsch zwischen drei Bäumen, gegeben, deren mittlerer zwei größere Vögel im Gezwieg erschauen läßt, dies offenbar in Anlehnung an ältere und ehedem auch bedeutsame Stilkunst.

Wir ersetzen nun den Ausdruck Gehäuse sinngemäß durch „Haus“ oder Heimstatt des Paares. Elna Mygdal stellte nämlich fest, daß auf Nähspitzen, die zum Feststaat der Frauen in Amager gehören, zwischen bedeutsamen Fabeltieren mehr minder quadratische Durchbruchsinsätze⁴⁾ erscheinen, die als „Haus“ bezeichnet werden. Das hat seine Entsprechung auch an den ostdeutschen und finnischen Bildteppichen, Ausstattungsstücken, die das Hochzeitspaar in einem Blumengarten oder wiederum bei einem oder mehreren Vasensprossen vor und bei der Heimstatt zeigen, mag diese als Burg, Palast, Stadtturm oder Kirchenportal gegeben sein, vor dem, wie K. H a h m hervorhebt, die feierliche Einsegnung bei der Hochzeit gebräuchlich war. Man kann dieses Grundmotiv in den verschiedensten Abwandlungen und meist höfisch bedingten Anreicherungen der Szenerie der Hochzeitsfeier an Netzarbeiten und Besatzstücken für das Brautlinien von Südeuropa bis weit nach Großrußland verfolgen⁵⁾.

Taf. 2, Abb. 2 a: Das zweite Mangelbrett ist gleichfalls in Flachschnitzerei geziert. Es trägt den Namenszug M V und die Jahreszahl 1713 und stammt aus Mauterndorf im Lungau (Salzburg). Ein zweifaches Band von Hohlkerben, gerandet von einer Zaddelleiste, säumt das Mittelfeld ein, in dem aus einem kelchförmigen Gefäß ein Sproßgebilde mit fünf Blüten sich entfaltet. Nach abwärts biegen sich zwei Fruchtstengel mit Granatäpfeln in der herkömmlichen Stilisierung, aufwärts streben seitlich zwei Tulpenkelche, in der Mitte entfaltet sich eine Blüte nach Art der Vierpaßrosetten gotischen Stils. Darüber schwebt ein Herz, das zwei Pfeile durchkreuzen, vor das eine Säge mit zackigem Blatt und zwei Handgriffen gesetzt ist, wie sie Zimmerleute und Holzfäller handhaben. In der Regel finden wir

⁴⁾ Elna Mygdal: Amagadragter. 2. Halbb. (1932) (Danmarks Folkeminder Nr. 37, II) S. 187.

⁵⁾ K. H a h m: Ostpreußische Bauernteppiche (Jena 1937) S. 70 f.

diesem Bild, bei dem die Säge das Herz eigentlich der Hälfte nach durchqueren soll, den volksläufigen Verlobungsspruch gesellt: Mein Herz in mir, das teil ich mit dir, — der hier im Bilde fehlt, doch besteht kein Zweifel über seinen Sinn.

Was bedeuten nun aber die Blumen und Fruchtsprossen an diesen Minnegaben? Der Rankensproß läßt sich gewiß nicht „begrifflich“ als Lebens- oder Schicksalsbaum in dem Sinn erweisen, daß ihm die dargestellten Personen folgerichtig zu Gedeih und Verderb in ihrem persönlichen Dasein verbunden wären. Das ist aber überhaupt nicht das volkhafte Wunschbild eines Heiltums. Dieses wirkt überpersönlich. Erst eine betonte Persönlichkeitskultur schuf die Zuordnung eines Baumes zum Ablauf des Schicksals im Leben des Einzelnen. Wir sehen in dem Rankensproß das Wunschbild eines Familien gedeihens im christlichen Geiste, der hieran von Anbeginn erblüht und stellen diesen „Lebenssproß“, — gleichwie den Lebensbaum — zum „Schicksalsbaum“ in das gleiche Verhältnis, wie es das Märchen zur Sage hat, auf die ja die Erlebnisberichte, die das Volk und seine Dichter von Schicksalsbäumen geben, in der Tat hinauslaufen. Wir stehen auch nicht an, den Kelch auf dem andern Mangelbrett als ein Behältnis zu deuten, dessen Wasser ein Heilium für das Blumen- und Fruchtgebilde ist, das jenes Gedeihen verheißt, auf das das Verlöbniß abzielt. Es kann all jenen Motiven der volkstümlichen Bildkunst, deren Sinnggebung seit der hellenistischen Kunstentwicklung von der christlichen Glaubenswelt zunehmend bestimmt und ausgelegt wurde und die in den immer erneuten Stilbewegungen kirchlicher Kunstpflege und weltlicher Übung auch im nordischen Volksbereich seit dem Romanismus des Mittelalters und der Renaissance der Neuzeit zunehmend volksläufig wurde, solches christliche Sinnieren nicht abgesprochen werden. Die burgenländische Braut, die in ihrer Aussteuer einen Leinenlaken als „Übertan“ über das Ehebett und als Totentuch zum Beschluß ihres Ehestandes mit einem Besatzstreifen zierte, der blumige Vasensträuße zeigt, neben denen beiderseits Hirsche ins Knie gesunken sind, sah in diesen Blumen ebenso Christus als Lebenssproß, wie jene in Niederösterreich, die im Blumenstrauß der Mittelblüte den süßen Namen Jesu einstickte⁶⁾. Ebenso unveräußerlich wirkt im Ge-

⁶⁾ M. H a b e r l a n d t: Österreichische Volkskunst (Wien 1910) Taf. 12, Abb. 1. — Vorstecktuch, gleich diesem Stück mit rotem Leinengarn bestickt, im K r a h u l e t z - M u s e u m zu Eggenburg (Niederösterreich). — Vgl. A. H a b e r l a n d t: Volkskunde des Burgenlandes (Österr. Kunsttopographie 26 (Wien 1936), S. 23 f., 25 f.

müt des deutschen Volkes aber auch die Zuversicht selbst, im Ehestand ein Blühen und Gedeihen zu finden und es freut sich bildhafter Verheißung dessen in der Bauernmalerei in hundertfältiger Abwandlung.

Ein bezeichnendes Beispiel dessen sehen wir an einem Bauernkasten mit dem Namenszug „Andere Graßmair 1810“, den ein Schreiner und Dorfmaler im Zillertal ausgeschmückt hat (Mus. f. Volksk. Wien). Es erübrigt sich, davon im Bild zu zeigen, daß im Unterteil beider Türen je ein Blumenstück im Zeitstil angebracht ist. Die Vase ist zierlich mit kanelliertem Körper einer klassizistischen Vorlage nachgebildet, die Blütensträube zeigen Rosen in wenig betonter Dreizahl mit halberblühten Knospen, dazu Liebstöckel (Levkoi) und unbestimmbare Sternblüten. Mittlings ragt daraus ein schlanker Stab empor, der mit einem roten Bande zierlich umwunden ist. Er besitzt zuoberst einen eiförmig ausgebauchten Aufsatz mit Spannfügung und einem Querring. Der Volksforscher erkennt darin un schwer einen jener Brautspinnrocken, die insbesondere in den romanischen Südalpen noch zu belegen sind, aber auch im deutschen Volksbereich Tirols auf Spinnrädern aufgesteckt werden. So wie in Bayern der „Bandltanz“ bisweilen als „Kunkeltanz“ um den bebänderten Brautspinnrocken gepflegt wurde, so besteht hier wiederum kein Zweifel darüber, daß es sich um das gleiche Sinnbild der Gründung eines neuen Hausstandes handelt, durch das der Blumenstrauß als ein Wunschbild seines Gedeihens gekennzeichnet wird⁷⁾.

Solches wird sich immer wieder als Ausdruck dessen einstellen, was das Gemüt des Volkes bewegt, und es werden alt überlieferte Züge mithereinspielen, die als Gleichnis unvergänglich sind. Die Volkskunst weist Märchenzüge auf, sie ist aber auch in ihrer Geistigkeit schöpferisch und man kann in ihr nicht sozusagen begrifflich umrissene Sinnbilder erschauen. Am deutlichsten tritt dies in der Vielgestalt der Hochzeitsbäumchen im slawischen Osten in Erscheinung, denen das Volk selbst allerhand Sinn zulegt. Unter anderem hat sich hier auch eine Verschmelzung von Brautspinnrocken und Baumgestalt ergeben. In manchen Gegenden Böhmens fahren die Mädchen zur Trauung mit Bäumchen, die in folgender Art gemacht werden. Man bereitet von Teig Blätterformen, befestigt sie an einem Stock und bäckt sie in Butter. Darauf werden die Blätter an

⁷⁾ Reinsberg-Düringsfeld: Hochzeitsbuch (Leipzig 1871) S. 76 ff., 127.

einen Spinnrocken gehangen, so daß dieser wie ein Bäumchen aussieht. In Masowien ist die „Korona“ ein Wacholder mit zwei Abzweigungen — also wohl ein Zwieselast —; die eine wird für die Braut mit weißen, die andere für den Bräutigam mit roten Bändern geschmückt. Außerdem werden vier kleine Kerzen an den Ast gesteckt und Strümpfe, Schuhe und ein Tuch für die Braut daran gehangen⁸⁾. Wir erinnern uns hier der Stickerei des Lebensbaumes auf dem Hemd der Braut im Saterland. Im übrigen sei hier nun eine biedermeierliche Darstellung beschrieben, die in all ihrem Beiwerk mit so viel besinnlicher Geistigkeit gestaltet ist, daß sie wohl für sich selbst spricht.

Abb. Taf. 1: Ein Hochzeitspaar in der bürgerlichen Tracht des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist bei Tisch sitzend auf erhöhtem Sockel gleichsam zur Schau gestellt. Die Frau hält ein Kinderhemd und eine Taufkerze in Händen, vor ihr steht ein kleiner Badezuber, an dem eine Spindel lehnt. Auf dem Tisch liegen ein paar Lutscher, ferner beim Manne ein Windelpack und eine Anschreibetafel, zu seinen Füßen steht ein Schemel mit einem Becher, darunter ein Nachtgefäß, daneben ein Pfannknecht mit einer Breipfanne samt Ofengabel, und zwei Tellerchen.

Was jeder Bräutigam hiebei sich denken soll, sagt das Sprüchlein auf dem Bande, das zwei Tauben im Wipfel des Baumes tragen, der mittlings aus dem Tisch aufragt: „Sieh nur mein lieber Bräutigam, dass wiegen und schreiben steht dir gut an.“ Seitlich von dem Paar stehen zwei Blumentöpfe mit fruchttragenden Stengeln, den Sockel umzieht ein Kränzlein aus farbigen Flitterblumen, ganz von der Art der Brautkränze jener Tage und unterhalb findet sich der zopfig galante Sinnspruch: „Alle Schönen sollen leben, Die uns was zu naschen geben und wenn wir es weiter wagen, uns nicht auf die Finger schlagen.“ Wir wollen uns da nicht viel mit „Ausdeutung“ abgeben, aber es kann festgestellt werden, daß sogar das Beiwerk, das auf den häuslichen Herd anspielt, einer herkömmlichen Darstellung der Volksüberlieferung, und zwar dem Kindelbreikochen in den Weihnachtsspielen entspricht. Diese Szene, in der der Hl. Josef nicht als biblische Person, sondern als rechtschaffener deutscher Hausvater erscheint, der, während die Frau zu Bette liegt, selber Hand anlegt, um dem Kind seinen Brei zu bereiten, erscheint auf einer Anzahl unglasierter Tafelkacheln eines

⁸⁾ Vgl. Joh. Piprek: Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche. Erg.-Bd. XIII zur Zeitschrift für österr. Volkskunde. Stuttgart 1914, S. 77 u. 183 f.

Oiens im Salzburger Museum als Bild der Hl. Familie bereits im Anfang des 16. Jahrhunderts⁹⁾. Nun wächst aus der Mitte des Tisches aber auch ein richtiger Baum mit Bündeln gelblich roter Birnen auf. Ist es ein Abbild des Paradiesesbaumes, ein Lebensbaum, ein Schicksalsbaum? Statt folgerichtiger begrifflicher Feststellung kommen uns bei seiner Betrachtung die Worte J. W. von Goethes in frohe Erinnerung: Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum! Es will scheinen, als sei das, was hier dargestellt ist, volkhafter Abglanz der Geistigkeit des Dichterfürsten. Stammt die anmutige Hochzeitsgabe, die das Stück vorstellt, doch auch aus der Heimat der Marianne von Willemer und gehört der Goethezeit zu. Aber wie dem auch sei; wir dürfen in der Auslegung der Volkskunst jedesfalls nicht bei dem Satze stehen bleiben: „Mit dem Begriffe des Schicksalsbaumes haben die ‚Heiratsbäume‘ ursprünglich ebenso wenig zu tun, wie die Maienbäume oder das Paar Tannen, die vielfach vor das Hochzeitshaus gestellt werden“ (Lauffer, a. a. O. 219). Dazu ist zu sagen, daß das Volk ihre Sinngebung durchaus nicht so auseinanderhält und daß die „Ursprünglichkeit“ der Vorstellungen mehr von der überpersönlichen Einstellung der Gemeinschaft bestimmt wird, in der sie Gestalt gewinnen, als von der Folgerichtigkeit zukunftsweisender Gedankengänge, die in der Hervorhebung der Persönlichkeit gipfeln. Schmückung und Einholung von Bäumen übt das Volk als Brauch nicht nur bei Hochzeit und Geburt, sondern im Nordosten Europas auch bei Einführungsbräuchen anderer Art — alles in allem ursprünglicher als Pflanzung —, achtet aber auch hiebei auf persönliche Vorbedeutung, so an den Hochzeitsbäumen, die für Bräutigam und Braut in Schweden, einer größer, einer kleiner, einer zur Rechten, der andere zur Linken des Hauseingangs gesetzt werden; man schließt aus dem früheren oder späteren Welken der Wipfel auf die Lebensdauer der Brautleute. Andererseits ist aber das Schmücken oder Setzen eines Hochzeitsbaumes für die Braut wie anderwärts hier als das Ursprünglichere anzusehen, dieser aber wird als ein Heiltum und Sinnbild des Gedeihens des Geschlechtes und neuen Hausstandes der Braut aufgefaßt und dementsprechend zugerichtet. In Russisch-Karelien sucht man für die Braut zur Hochzeit — wie auch bei anderen feierlichen Einführungshandlungen von den Finnen Ähnliches berichtet wird — einen frisch grünenden Baum im Walde

⁹⁾ Vgl. A. Walcher-Molthein: Bunte Hainerkeramik der Renaissance (Wien 1906), Fig. 91, S. 60, Text S. 63.

nächst ihrer Heimstatt aus, der bis auf den Wipfel entästet wird. Die Burschen, die dies ihr zu Ehren besorgen, lassen einen oder ein Paar gegeneinander gerichtete Zweige unterhalb stehen, je nachdem ein oder beide Eltern der Hochzeiterin noch leben, und bringen ihr die frischgrünen Äste mit dem Wunsche dar, „die eine Hälfte Buben, die andere Mädels“. Dagegen ist innerhalb der finnischen Grenzen sonst bei der Hochzeit das Pflanzen eines Namenstagsbaumes üblich, und in den westlichen Gebieten, dem „Schwedenbereich“, stellt man bereits Hochzeitsstangen, unseren Maibäumen entsprechend, auf dem Hausgrund auf, manchmal auch zweie, an die sich nun die erwähnte Vorbedeutung knüpft. Ja, diese Malbäume werden auch als Gedächtnisbäume für Verstorbene in der gleichen Art aufgerichtet. Hier steht am Beginn der kulturgeographisch sehr aufschlußreichen Reihe der im Wald grünende Baum, es folgt das Pflanzen eines Bäumleins — aber nicht bei der Geburt — und endlich bildete der Westen die Maistange zum Gedächtnis fort. Da Gmelin bereits um die Wende des 17. Jahrhunderts von Erinnerungsbäumen bei den Jakuten im Lenagebiet berichtet, wo ein Freund zum Gedächtnis des andern einen frisch grünen Waldbaum in einen Malbaum mit den erwähnten Kennzeichen verwandelt, wenn sich ihre Lebenswege scheiden, so erhellt aus alledem nur¹⁰⁾, daß die Vorstellungen und Gepflogenheiten, die sich an diese Bäume knüpfen, einander immer wieder überschneiden. Aus der Überlieferung der indogermanischen Völker geht aber auch hervor, daß in ihrer Glaubenshaltung einem Persönlichkeitsmal die Vorstellung des Stamm- oder Familienbaumes voransteht. Dies gilt vom nordischen Varträd ebensowohl wie von Griechen und Römern im Altertum. Es sei hier an die Platane als Familienbaum der heroischen Pelopiden erinnert, insbesondere an die Platane zu Sparta, die nach der Sage die lakädemonischen Mädchen zum Gedächtnis der Vermählung des Menelaos mit der Helena dieser zu Ehren aufgerichtet haben sollen. Die Platane zu Gorkyna auf Kreta, die dem Zeus geweiht war und unter der alljährlich sein Brautlager mit Hera feierlich begangen wurde, ist zudem als Heirats- und Maibaum zu erkennen¹¹⁾. Sie wurde zur Festlichkeit mit Bändern geschmückt, auf denen Sprüche eingestickt waren, und man hängte

¹⁰⁾ Uno Holmberg: Den avkvistade trädet. Vetenskaps — Societeten i Lund, Arsbok 1924, S. 62 ff., 70 f.

¹¹⁾ C. Boetticher: Der Baumkultus der Hellenen. Berlin 1856, S. 20, 35.

in ihrer Laubkrone Kleider, Schmuck, Waffen und Geräte, ganz wie am Wipfel unserer Maibäume auf dem Dorfe, auf. Nun ist auch schon in der griechischen Sagenwelt dieser Heiratsbaum mit dem Baum der Unsterblichkeit verquickt worden. Denn der Sagenkreis um Herakles läßt diesen Heros die goldenen Äpfel aus dem Garten der Hesperiden von eben jenem Baum holen, den Gää, die Erde bei der Vermählung des Zeus mit der Hera dem Brautpaar als Geschenk aus ihrem Schoß hervorsprossen ließ, wobei sie den hundertköpfigen Drachen Ladon zum Hüter der Früchte einsetzte. Dieser durchaus indogermanisch gestaltete Apfelbaum erscheint auch wieder in der irischen Sage vom Raube der silbernen Äpfel Hisbernas durch drei Prinzen als Habichte, die in Gestalt des Greifen der Bruder der Prinzessin verfolgt. Hier haben wir die Brücke zur nordischen Thrimsquida-Sage vom Raube der Äpfel Idhuns durch Loki als Falken und Schwalbe, vom Riesen in Adlergestalt verfolgt¹²⁾ — und es nimmt wunder, wenn O. Lauffer diesen im Westen, Süden und Norden so einheitlich überlieferten Mythos weder in seiner Ganzheit erwähnt, noch auch diese vom Alten Testament wahrhaftig unabhängige Erscheinung des Baumes des ewigen Lebens oder der ewigen Jugend im indogermanischen Weltbild nicht als ein geistiges Erbe beachtet und gewertet hat, das im Volksglauben, wie in den Kinder- und Hausmärchen sich auswirkte. Es wird Aufgabe einer volkstümlichen Kunstforschung sein, darzutun, inwieweit auch die bildhafte Darstellung der Antike von Herakles und den Hesperiden beim Baum der Unsterblichkeit in die christlich legendarische Formung der Paradiesesszene sei es eingegangen ist, sei es als Bildvorwurf arteigener Prägung in ihr erneuert wurde. Denn der Bilderkreis des Orients, der Palmen und Pflanzensprosse göttlicher Einwirkung unterstellt, sieht denn doch ganz anders aus!⁹⁾ Ist nun der Baum als Sinnbild stetigen Lebens der Geschlechter nordisch-germanischen und indogermanischen Volkstums nicht eher würdig, den Namen Lebensbaum zu führen, als der „Paradiesesbaum“? Bleibt nicht besser dieser bei seinem Namen, auch wenn das Kirchenlatein einen „arbor vitae“ aus ihm machte, der er als Baum der Erkenntnis gar nicht ist?! Die vergleichende Volkskunde kann mit Fug und Recht behaupten, daß die Baumgestalten des heimatlichen Waldes mit ihrem

¹²⁾ Vgl. zu alledem A. Wünsche: Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser: Ex oriente lux, herausgeg. von H. Winkler I (1905) S. 2 (Sündenfallstoff); Hesperiden usf. 9 f., 11 f. und Anm. S. 105.

über menschliches Leben hinausreichenden Wachstum seit alters dem deutschen Volk und seinen Nachbarn Sinnbild eines wenn auch nicht ewigen, so doch über alle Erinnerung hinausreichenden Wachsens und Gedeihens von Geschlecht zu Geschlecht bedeuten. Zeugnis dessen sind nicht zuletzt die Hochzeitsteppiche im nord- und ostgermanischen Raum und in Anlehnung daran im Kulturbereich Westfinnlands. Die ältesten Bildwirkereien dieser Art gehen noch auf das 17. Jahrhundert zurück und haben sich in Norwegen und England erhalten. Sie zeigen völlig abweichend von den Web- und Stickmustervorlagen, die im Zuge der Renaissancebewegung des Südens sich ausgebreitet haben, den Hochzeitsreigen bei einer Reihe oder Gruppe von Tannen oder Fichten¹³⁾. Als Mai- und Hochzeitsbäume richtet man sie im deutschen Volk noch allerorten auf, Bildgestalten dieser Art begegnen aber erst wieder im Bereich altartigerer Volkskunst, und zwar im deutschen Einflußbereich des Südostens bei den Südslawen. So zeigt eine Brauttruhe aus Slawonien den Tanz des Hochzeitspaares bei einer Tanne oder Fichte und typisch kehrt ihr Umriß in stilvoller Anbringung zusammen mit älteren Sinnbildern auf Wiegen und Backtrögen aus dem Umkreis von Krain wieder. Halten wir uns daher an das Wortbild unseres größten deutschen Dichters! In der Volkskunst stellt der „Lebensbaum“ einen Inbegriff vor, der den vielgestaltigen Bildvorwürfen, die in der Weltanschauung des Volkes immer wieder zu sinnvoller Bedeutsamkeit erhoben werden, artgemäß gerecht wird. Daß es darauf ankommt, meint ja auch O. Lauffer. Dabei wollen wir aber auch allen den Forschern wissenschaftliche Gefolgschaft nicht versagen, die uns die Wege geleitet haben, solches Wesen unserer Volkskunst überhaupt zu erschauen.

Oberitalienische Strohmäntel.

Von Leopold Schmidt.

Vor einiger Zeit haben knapp nacheinander Viktor von Geramb und Arthur Haberlandt aus der Literatur der Frühzeit der österreichischen Volkskunde Zeugnisse für die alpenländische Verbreitung der Strohmäntel als Wetterschutz ausgehoben. Der mitteldeutsche Arzt und

¹³⁾ U. T. Sirelius: Finlands Ryor. (Helsingfors 1924) S. 111 ff. mit Abb. 153 u. Taf. XXVIII. Auch die Lebensbaumdarstellungen inmitten der bedeutsamen Bildszenen auf den kirchlichen Bildwirkereien von Oeverhogdal (12. Jahrh.) dürften von einheimischen Baumgestalten sich herleiten (K. Hahm, a. a. O., S. 68 f., 85 ff.).

Reisebeschreiber J. G. Schlegel sah 1798 in der Gegend von Klagenfurt derartige Mäntel in Verwendung¹⁾, und der österreichische Volksforscher und Regierungsbeamte Joseph Rohrer ganz ähnliche bei Tiroler Viehhütern im Allgäu, 1796²⁾. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts sind derartige volkskundliche Bemerkungen keine Seltenheit. Geistesgeschichtlich und zugleich auch inhaltlich recht bedeutsam scheint dagegen ein bisher unbeachtet gebliebenes Zeugnis aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Johann Georg Keyßler, der große norddeutsche Privatgelehrte, Kenner und früher Erforscher des deutschen und skandinavischen Altertums, hat in seiner umfänglichen Reisebeschreibung, die ihn besonders durch Deutschland und Italien in den Jahren 1729—1730 führte, auch eine beträchtliche Zahl volkskundlicher Bemerkungen niedergelegt. Sein Hauptwerk, „Johann Georg Keyßlers Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, worinnen der Zustand und das Merkwürdigste dieser Länder beschrieben und vermittelst der Natürlichen, Gelehrten und Politischen Geschichte, der Mechanik, Maler-, Bau- und Bildhauerkunst, Münzen und Alterthümer, wie auch mit verschiedenen Kupfern erläutert wird. Neue und vermehrte Auflage, welche mit Zusätzen und mit einer Vorrede von dem Leben des Verfassers begleitet hat M. Gottfried Schütze königlich Dänischer Consistorial-Assessor, des Pädagogii zu Altona Rector, der Königl. Preuß. Akademie wie auch der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften Mitglied (Hannover, 1751)“ wird daher in der Geschichte der Volkskunde auch vermerkt werden müssen. Über die Strohmäntel in der Gegend von Turin äußert sich Keyßler nun folgendermaßen (Band II, S. 253): „Unter andern waren etliche zu Pferde reisende Personen mit einer Art von Frauenröcken aus Wachstuch umgürtet, den Oberleib aber beschützte ein kurzer Mantel von gleichem Zeuge. Leute von geringem Stande, so zu Fuße gingen, trugen bis auf die Waden einen Mantel von Stroh oder dünnem Schilfe, so um den Hals fest zusammen gemachet, übrigens aber nirgends mit einander verbunden war, sondern frey in seiner Länge herabhing, und das darauf fallende Wasser alsbald wieder abtropfen ließ. Etliche Moden der amerikanischen Wilden kommen völlig mit dieser Tracht überein: und weil viele mayländische Einwohner bey solchem Aufzuge auch barfuß gehen, so kann ein Fremder sie kaum ohne Lachen ansehen.“ Der Beleg bezeugt — wie übrigens manche andere ähnliche Zeugnisse auch — die starke Verbundenheit Oberitaliens mit altertümlichen Hirtenkulturformen, die im 19. Jahrhundert als mehr osteuropäisch angesehen wurden. Dann aber zeigt sich die wissenschaftsgeschichtlich bedeutsame Tatsache, daß der Rokoko-Gelehrte bereits wie sein aufklärerischer Nachfahre Joseph Rohrer die Kleidung der amerikanischen Indianer zum Vergleich heranzieht. Diese völkerkundliche Einstellung ist hier deutlich als schon in der Wissenschaft des Barock begründet gekennzeichnet, und nicht erst als eine Erscheinung mit und nach Rousseau anzusehen, wie dies für das Ende des 18. Jahrhunderts zunächst näher liegen würde.

* * *

¹⁾ Geramb, Steirisches Trachtenbuch, Bd. I, S. 28 f.

²⁾ Wiener ZfVk., Bd. 35, S. 70.

Zur Vervollständigung der Belege von Hirtenmänteln aus Stroh als Regenschutz sei erwähnt, daß in einem Vorkriegsjahrgang der Zeitschrift „Die Gartenlaube“ in einem Aufsatz „Der Schellenmarkt auf der Eck“ (als Pfingstbrauch des Schwarzwaldes) ein Lichtbild von K. Otto wiedergegeben ist, das vier Hirtenbuben, ansonsten ganz neuzeitlich gekleidet (lange Hose, schwarzer Rock, Filz- oder Strohhut), noch in solchen Regenmänteln zeigt. Sie sind also wohl an diesen Lebenskreis der Hirten, nicht aber an irgend ein Volkstum in Mittel- oder Osteuropa gebunden. Der mit B. P. gezeichnete Aufsatz nimmt auf das Bild keinen weiteren Bezug.

A. HDT.

„Matzl'n“ oder „Schmalz sammeln“.¹⁾

Aufgezeichnet von Karl Kiraly.

Seit etwa einem Jahrzehnt ist in den südburgenländischen Gemeinden Hannersdorf, Burg, Welgersdorf und Woppendorf (Weingebiet des Eisen- und Hannersberges) ein nachweislich jahrhundertalter Brauch, das „Matzl'n“ oder „Schmalz sammeln“, am Lichtmeßtag, zu neuem Leben erwacht. Wie ich von älteren Gewährspersonen erfahren konnte, wurde dieser Brauch in Hannersdorf im Jahre des letzten „Faschingbegrabens“²⁾ (1875) zum letztenmale geübt. Seither war er vergessen, bis vor etwa einem Jahrzehnt einige lustige ältere Weiber sich seiner erinnerten und ihn wieder einführten.

Am Lichtmeßtag gehen die Bauern auf den Weinberg in ihre Weinkeller und laden dazu auch „Freunde“³⁾ und Bekannte gern ein. Der Brauch besteht nun darin, soviel zu trinken, was man vertragen kann; denn je mehr einer trinkt, um so mehr Schmalz wird er im kommenden Jahre von seinen Schweinen bekommen. Dieser Tag ist insbesondere der Tag der Frauen; sie können nämlich hingehen, wo es ihnen beliebt und tun was sie wollen, sich aber auch in fremden Kellern nach Herzenslust unterhalten. Oft kommen in einem Keller 15 bis 20 Personen zusammen und zechen bis in die frühen Morgenstunden des folgenden Tages. Obwohl die Welgersdorfer selbst im Dorfe keine Weingärten haben, üben sie doch diesen Brauch, da zahlreiche Bauern von ihnen auf dem nahegeleg-

¹⁾ Mitgeteilt von Frau Karoline Feldhofer, Hannersdorf, u. a.

²⁾ Vgl. „Oberwarther Sonntags-Zeitung“, Nr. 6, 58. Jahrg., Seite 9 und „Güssinger Zeitung“, Folge 8, 24. Jahrg., Seite 4.

³⁾ Unter „Freunden“ versteht der bgld. Bauer in erster Linie seine engsten Verwandten.

nen Hannersberg bei Hannersdorf solche besitzen. — Wie es scheint, handelt es sich hier um eine Art Fruchtbarkeitszauber, und vielleicht ist das „Matzl'n“ oder „Schmalz sammeln“ mit dem von L. Teufelsbauer in seinem Werke „Jahresbrauchtum in Österreich“⁴⁾ mitgeteilten Brauche des „Weiberfaschings“ in Karlstein, bei welchem die Frauen das Recht ausüben, identisch und in Zusammenhang zu bringen.

Bergfeuer.

Von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

Viel halten die Bergbauern auf die einzelnen Bergfeuer. Es gehört zu altem Brauchtum und sie sind mit viel Volksglauben behaftet. Wer einmal Gelegenheit hatte, solche Bergfeuer — wenn sie an den richtigen Orten abgebrannt wurden — zu sehen, der wird dann auch den Volksglauben besser verstehen und deuten können. In Tirol werden an drei Tagen Bergfeuer abgebrannt, und zwar am Vorabend des Herz-Jesu-Sonntages, am Sonnwendtag und am Peter- und Paulstag.

Wunderbar wirken solche Bergfeuer auf dem Kaisergebirge. Es ist eine wahre Pracht, wenn an allen Ecken und Enden des wilden Kaisers Feuer brennen. Selbst die Geister, die im Innern dieses Berges wohnen, können an solchen Tagen nicht ruhen, sie kommen heraus und wenn die Feuerabbrenner wieder zu Tal ziehen, tanzen sie um das Feuer, bis es erlischt. Wie von einem bösen Menschen verfolgt, fliehen sie dann in das Innere.

Das Herz-Jesu-F Feuer hat in Tirol einen tiefen Sinn. Da Tirol an das heiligste Herz Jesu seit altersher ein Gelöbniß hat, so ist der Herz-Jesu-Sonntag das Landes-Hauptfest. In den kleinen Berggemeinden wird dieser Tag oft feierlicher gehalten, als der Fronleichnamstag, der wohl einer der schönsten und feierlichsten Festtage ist.

Am Vorabend des Herz-Jesu-Sonntages werden überall, wo es Gelegenheit gibt und es passend ist, Herz-Jesu-F Feuer abgebrannt. Von diesem Feuer hat man keinen Volksglauben, da es ja mehr ein Festtagsfeuer ist. Nur sagt man, es sollen viele brennen, dann brennt die Tiroler Liab'.

Der Vorabend des Sonnwendtags (24. Juni) bringt uns das zweite Bergfeuer. Am Sonnwendtag gilt der Rauch mehr und man wird an diesem Tage weniger Feuer sehen. Auf das Feuer wirft man Tax'n, damit es nur raucht. Reich ist dieser Tag an altem Volksglauben.

Zu Mittag müssen neunerlei Kiachl auf den Tisch kommen, und zwar: Germ-, Holler-, Brennessel-, Brot-, Proves'n-, Kas-, Foiss'n, Äpfel- und Eibischkiachl.

Wenn es dann anfängt zu dämmern, geht der Bauer um sein Feld und schaut nach „Sunnwendrach“. Am Rauch mißt er sein Glück. Der

⁴⁾ Teufelsbauer, a. a. O. Seite 45.

Rauch muß, wenn er Glück bringen soll, recht „dick“, d. h. wolkenweise aufsteigen.

Steckt man sich am Sonnwendtag Farnblüten in alle Taschen, dann findet man viel Geld oder einen Goldklumpen. Manche sollen schon einen solchen Goldklumpen gefunden haben, erzählt man oft.

Am Ort, wo das Sonnwendfeuer abgebrannt wird, geht es lustig her. Die „Buam“ springen darüber. Dies ist gut und verleiht einem jeden besondere Kraft. Und gar, wer dreimal über den Haufen springt; dieser hat auch viel Glück im kommenden Sommer und Winter.

Holt man sich Feuer vom Sonnwendfeuer und legt es in den Herd, so kann man viel Geheimnisvolles sehen, wenn man, während das Feuer brennt, in den Herd schaut.

Das nächste Bergfeuer wird am Vorabend des 29. Juni, des „Petaschtags“, abgebrannt. Das „Petaschtfeuer“ entspricht dem Johannisfeuer, d. h. es wird nach kirchlicher Auslegung dem hl. Apostel Petrus zu Ehren abgebrannt. Gehört doch dieser Himmelsfürst zu den populärsten Heiligen; viele Geschichtlein weiß das Volk über ihn, denn er wanderte gar oft auf dieser Welt und da hat sich manches Lustiges zugetragen. Auch gehören St. Peter und Paul zu den häufigsten Kirchenpatrozinien, woraus zu schließen ist, daß auch deshalb viele Feuer abgebrannt werden. Aber noch ein anderer Grund ist da, Petrus ist auch Himmelspfortner und Wettermacher.

Vom „Petaschtfeuer“ sagt man, daß es besonders hell brenne. Die Asche und die Kohle, welche von den Reisern übrigbleibt, ist für verschiedene Krankheiten gut. Man braucht nur ein wenig Asche oder Kohle unter das Bett des Kranken legen.

Wer über das „Petaschtfeuer“ spingt, sieht in die Zukunft. Fällt der Springer hinein, so muß er einen Toten tragen.

Um Peter und Paul beginnt auch die Heumahd in den Bergen. Eine harte Zeit beginnt nun für den Bauern, da ist das „Petaschtfeuer“ eine richtige Einleitung. „Wie's Feuer zu St. Peter, so 's Heu“, sagt ein Bauernsprichwort.

Alle genannten Bergfeuer finden im Juni, im Brachmond statt und sind ursprünglich Sommersonnwendfeuer.

Ein viertes Bergfeuer ist uns in der Sage überliefert; es ist das Wintersonnwend- oder Julfeuer. Es werden um diese Zeit keine Feuer abgebrannt, doch es kann einmal gewesen sein. Die Germanen, die das Julfest oder die Wintersonnenwende festlich feierten, brannten auch an diesem Tage ein Feuer ab und holten sich von diesem Julfeuer das Feuer für ihren Herd für das kommende Jahr.

Alle Sagen, die mit dem Rauhachtfeuer und dergleichen im Zusammenhang stehen, stammen aus dieser Zeit (vgl. WrZfV. 1937, Seite 83). Aus dem Brandenbergtal ist mir die Sage von der Draputz bekannt. Diese ritt am hl. Abend mit einem weißen Pferd über ein Feuer.

Dieses Feuer wird, da es in die Zeit der Rachnächte fällt, in der es nicht geheuer hergeht, in der Sage mit dieser Zeit stark verwoben. Es kann dieses Feuer auch der Anfang dieser geheimnisvollen Zeit gewesen sein.

Volkskundliches aus dem Mühlviertel.

Mitgeteilt von Annie Seiler, Ybbs.

An der von Grein a. d. Donau über Bad Kreuzen nach Nordwesten führenden Straße liegt etwa zwei Wegstunden nach Kreuzen in der Granitlandschaft dieses südlichsten Teiles der alten böhmischen Festlandscholle, 722 m hoch, der Ort St. Thomas am Blasenstein (48°, 18', 50" nördl. Breite, 32°, 25', 35" östl. Länge von Ferro), mit alter, anscheinend spätgotischer Kirche. Ort und Kirche liegen auf einer langgestreckten Felskuppe, dem „Blasenstein“; ostwärts krönen diesen gewaltigen Längsfelsen zwei mächtige Granitblöcke, die derart aneinander lagern, daß zwischen ihnen eine Enge ist, die einer nicht korpulenten, einigermaßen gewandten Person gestattet, sich hindurch zu zwängen: die „Buckelwehluckn“. Von dieser „Luckn“ wurzelt im Volke der Glauben, daß dreimaliges Hindurchkriechen Kreuzweh heilt, bezw. verhindert. Worauf dieser interessante Volksglaube zurückzuführen ist, konnten wir nicht feststellen.

Aber auch noch andere volkskundliche und geschichtliche Merkwürdigkeiten weist der schöne Ort auf. So wird in der Kirche eine Mönchsmumie gezeigt, die angeblich einmal in der Buckelwehluckn gelegen ist. Von ärztlicher Seite wird angenommen, daß dieser Mann (37 Jahre alt, angeblich ein Geistlicher des ehemaligen Klosters Waldhausen, dem St. Thomas unterstellt war) scharfe Medikamente zu sich genommen habe, die den Grund zur Mumifizierung legten.

In der näheren und weiteren Umgebung von St. Thomas hat Herr Oberlehrer Franz Salzbauer, dem wir auch die Bestätigung des vorstehend geschilderten Volksglaubens danken, erst im Sommer 1930 sogenannte „Druidentensteine“, Opfer- oder Schalensteine, festgestellt, und es ist dermalen eine Arbeitsgemeinschaft für germanische Urgeschichte in Linz mit den Forschungen darüber bemüht, ob es sich tatsächlich um heidnische Opfersteine handelt. Die meisten dieser Steine (einer unterhalb der Buckelwehluckn!) sind einschalig, einer zweischalig, einer hat die Form des Lebensbaumes: auf einer 9 qm großen Steinplatte sind zirka 2 cm tiefe Rillen eingemeißelt. Alle Rinnen laufen in die Mittelrinne zusammen und durch diese über den Stein herunter.

Leider sind die alten Urkunden über den Ort bei dem Brande von 1866 vernichtet worden, sodaß urkundliche Aufschlüsse über die hier mitgeteilten, auf einem Herbstausflug gesammelten Merkwürdigkeiten fehlen.

Anmerkung der Schriftleitung: Wir wünschen der quellenkundlich wichtigen Untersuchung besten Erfolg!

Zur Beachtung!

Die Zeitschrift „Die Sippe“ (herausgegeben von Walter Klemm, Wien, VIII., Fuhrmannsgasse 18a) vermerkt in ihren letzten Heften unter anderem Preßburger im Wiener Totenprotokoll 1800—1810, Auswanderer nach dem Banat 1768, Niederösterreichische Familiennamen 1786/87 und Handwerker und Gewerbsleute in Poysdorf.

Der Verein für Volkskunde an der Zeitenwende.

Der Verein für Volkskunde hielt seine diesjährige ordentliche Jahresversammlung am Freitag, den 20. Mai, 18 Uhr abends, ab. Sie stand im Zeichen der Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich, dessen Führer Adolf Hitler die Anwesenden ein dreifaches Sieg Heil! entboten. Unter ihnen begrüßte der kommissarische Leiter des Vereins, Prof. Dr. Artur Haberlandt als Vertreter des zum Leiter für den Deutschen Schulverein Südmärk bestellten Herrn Minister Dr. Franz Hueber Herrn Felix Kraus, ferner vom Germanistischen Seminar der Universität Wien Prof. Dr. Anton Pfalz und den Vertreter der Gemeinde Wien im Museumsausschuß Oberamtsrat Dr. Karl Wagner. Nach Erstattung des Rechenschaftsberichtes für das Jahr 1937 und Genehmigung des Rechnungsabschlusses teilte Prof. A. Haberlandt mit, daß dem Führergedanken entsprechend, nun an den Umbau der Satzungen des Vereins zu schreiten sei, deren neuer Wortlaut der Versammlung zur Kenntnis gebracht wurde. Sie werden vorbehaltlich der Genehmigung der Behörde zusammen mit dem nächsten Heft an die Mitglieder ausgegeben werden.

Hierauf nahm der langjährige verdiente Vizepräsident des Vereins, Sektionschef Dr. Artur Breycha das Wort und führte aus: „Sehr geehrte Versammlung! Ich habe Ihnen ein Schreiben, beziehungsweise einen Antrag unseres allverehrten Präsidenten Hofrat Dr. Michael Haberlandt mitzuteilen, wonach er im Hinblick auf sein hohes Alter und seinen leidenden Zustand sich nicht mehr in der Lage fühlt, die Geschäfte weiter zu führen. Dieses Schreiben lautet:

Wien, 15. Mai 1938.

An die

Jahresversammlung des Vereins für Volkskunde.

Als Präsident des Vereines für Volkskunde, der ihn ins Leben gerufen und das Museum für Volkskunde geschaffen hat, habe ich durch mehr als vier Jahrzehnte seine Geschäfte geleitet. Nun legt mir mein hohes Alter und mein leidender Zustand Schonung auf und hindern mich, diese Geschäfte weiter zu führen. Ich stelle daher der Jahresversammlung den Antrag, die Leitung des Vereins in die Hände eines neuen Präsidenten zu legen und schlage dazu als den berufensten den Direktor des Museums für Volkskunde und kommissarischen Leiter des Vereines meinen Sohn Prof. Dr. Artur Haberlandt vor, dem die beiden Vizepräsidenten Prof. Dr. Eugen Oberhummer und Prof. Dr. Hugo Hassinger wie bisher zur Seite stehen mögen. Die Schriftleitung, der von mir gegründeten Zeitschrift für Volkskunde, lege ich in die Hände meines Sohnes Prof. Dr. Artur Haberlandt. Ich fasse ins Auge, Herrn Prof. Dr. Karl von Spieß sowie die übrigen Herren, ersteren als Generalsekretär, letzteren als Mitarbeiter, begrüßen zu können.

Heil Hitler!

Herzliche Grüße allen Teilnehmern der Jahresversammlung

Prof. Dr. Michael Haberlandt, m. p.

Dieser Entschluß ihres langjährigen Präsidenten machte auf die Versammlung einen tiefen Eindruck. Sie erwählte über Antrag von Amtsrat Dr. K. Wagner einstimmig Hofrat Prof. Dr. Michael Haberlandt zum Ehrenpräsidenten. Das Ausschußmitglied Hofrat Dr. Hermann Reuther verwies mit herzlichen Worten auf die Lebensarbeit Prof. Michael Haberlandts und die einzigartige Bedeutung seiner Persönlichkeit in der Volkskunde und Volkstumspflege Österreichs, in der sein Name ein Inbegriff der Hingabe und aufbauenden Tätigkeit geworden sei. Namens der Jahresversammlung, die es außerordentlich bedauerte, Hofrat M. Haberlandt nicht in ihrer Mitte zu sehen, richtete demgemäß als langjähriger engerer Mitarbeiter Sektionschef Dr. A. Breycha nachstehendes Schreiben an den scheidenden Präsidenten:

Hochgeehrter Herr Präsident!

Jeder von uns, der die Ehre und die Freude hatte, Ihrer ausgezeichneten Persönlichkeit näher zu stehen und Ihre unermüdliche Tätigkeit zu bewundern, wird es zu tiefst empfinden, wenn der Leiter eines so großartigen Institutes, nach jahrzehntelanger, aufopfernder Tätigkeit, nunmehr aus demselben scheiden will. In unserem Falle gilt dies aber noch unendlich mehr, denn Sie, Herr Präsident, haben nicht nur dieses Institut so lange geleitet, sondern Sie sind auch der alleinige Schöpfer und Erbauer desselben gewesen. Sie haben in einer Zeit, als die Volkskunde noch in ihren Anfängen lag, diesen Gedanken in Österreich durchgeführt und eine Pflegestätte für diesen Zweig der Wissenschaft geschaffen. Sie haben diese herrliche Sammlung mit fast 50.000 Objekten Stück für Stück gesammelt und wissenschaftlich bearbeitet und hiedurch diese Monumente unseres Volkstums erhalten, die sonst zugrunde gegangen oder verschleppt worden wären.

Mit unermüdlicher Anstrengung und Tatkraft ist es Ihnen gelungen, diese Sammlung in würdigen Räumen unterzubringen und die nötigen Geldmittel hierfür herbeizuschaffen, und zwar, da die Umstände es erforderten, gerade in der Zeit des Weltkrieges, wo dies besonders schwierig war. So haben Sie aus eigenem dieses herrliche Werk zustande gebracht und es ist dies auch eine einzigartige Leistung, die dem Vollbringer die Dankbarkeit der Zeitgenossen und der künftigen Geschlechter sichert.

So müssen wir mit tiefster Bewegung in der Geschäftsführung von Verein und Museum von Ihrer hervorragenden Persönlichkeit Abschied nehmen und mit diesem Gedanken uns vertraut machen. Es erübrigt nun das Möglichste zu tun, damit das Institut Ihren Intentionen gemäß erhalten und einer schönen Zukunft zugeführt werde, wozu die Persönlichkeit Ihres Nachfolgers zu den besten Erwartungen berechtigt.

In Ihnen, sehr verehrter Herr Hofrat, erblicken Verein und Museum ihren Ehrenpräsidenten und die Jahresversammlung drückt mit der warmen Zustimmung, die sie dem formell hiezu gestellten Antrag gab, den Wunsch aus, Sie möchten in diesem Sinn auch künftig hin an den Geschicken Ihrer Gründung Anteil nehmen.

Dr. A. Breycha, m. p.

Zur Wahl des neuen Präsidenten Prof. Dr. Artur Haberlandt erteilte die Jahresversammlung einhellig ihre Zustimmung. Der Gewählte erklärte mit starker innerer Bewegung mit der Führung des Vereins für Volkskunde eine Aufgabe zu übernehmen, auf die er sich in langen Jahren vorbereitet hatte; er werde sich darin auch in Hinkunft mit dem Gründer und Schöpfer des Vereins und des Museums verstehen, ihr als Beruf und Schicksal mit allen Kräften zu dienen. Besondere Worte des Dankes zollte er Sektionschef Dr. Breycha mit der Bitte um seine weitere Mitarbeit im Vereinsausschuß. Über Antrag der Vereinsleitung erwählte die Jahresversammlung hierauf den hochverdienten seinerzeitigen Direktor des Baron Bruckenthalschen Museums in Hermannstadt, Prof. Dr. E. Sigerus, für seine besonderen Verdienste um das deutsche Volkstum seiner Heimat, wie auch in dankbarer Würdigung seiner kollegialen Bemühung um das Museum für Volkskunde einhellig mit warmem Beifall zum Ehrenmitglied, ferner in endlicher Durchführung 1932 dem Ausschuß unterbreiteten Vorschlags, Herrn Prof. Dr. Hans F. K. Günther, Berlin, in Würdigung seiner Forschungen um die Bedeutung der Rasse für das Volkstum zum korrespondierenden Mitglied. Als Rechnungsprüfer 1938 wurden die Herren Direktor a. D. August Kroenig und Herr Rudolf Heller bestellt. Den Vortrag in der Jahresversammlung hielt Herr Assistent Dr. O. P. Hausmann „Deutsches Volkstum in der Dobrudscha“.

Literatur der Volkskunde.

W. Hellpach: Einführung in die Völkerpsychologie. 178 S. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1938.

Volks- und Völkerkunde haben es gleicherweise zu begrüßen, daß mit der vorliegenden wohlgegliederten und klarsichtigen Darstellung die Grundbegriffe und Kategorien für eine geisteswissenschaftliche Betrachtung des Völkerlebens übersichtlich zusammengefaßt sind. Sein natürlicher Wuchs in Blutstamm, Rasse und gliederhaften Gemeinschaften, wie seine Kulturgüter werden so einer umfassenden begrifflichen Blickschau eingeordnet, die naturgemäß nur an besonderen Beispielen kennzeichnender oder positiver Darstellung des Seins zuneigt. Beachtliches in diesem Sinn bietet etwa die Auseinandersetzung der Einwirkungen des Volkslebensraumes und der Rassenspannungen. Wo das Kulturleben anhebt, vermag eine weltumfassende Begriffsbildung, was uns heute erst vollauf inne wird, die art-eigene Urwüchsigkeit ob der Fülle der Gesichte kaum auf einen Nenner zu bringen, am fühlbarsten wird dies bei der Tracht, wo der Verfasser denn auch am weitesten von ihrer Philosophie im Sinne von H. Schurtz abkommt. Auch der Versuch einer Fünzfzahl der Volkslebensordnungen verbleibt eklektisch und problematisch im Sinn der Völkerkunde wie in dem der Volkskunde — soweit Totemismus und Theokratie, Politik, Aufklärung und Volkstum überhaupt auf einer Ebene liegen.

Am meisten hat dem Volksforscher die überlegene Darstellung des namhaften Gelehrten vom Walten geistiger Entwicklungsgesetze und von schöpferischen Kräften im Volksleben zu sagen. A. Haberlandt.

Richard Wolfram: Schwerttanz und Männerbund. Bärenreiterverlag, Kassel. 1. Lieferung 1936, 2. und 3. Lieferung 1937.

Das im Jahre 1931 erschienene Buch: Schwerttanz und Schwerttanzspiel im germanischen Kulturkreis von Kurt Meschke hat auf Grund genauer Kenntnis der reichen Schwerttanzzliteratur wertvolle Aufhellung in dieses wichtige Gebiet der Tanzforschung gebracht. Meschke hat in diesem Werke schon an die Burschenschaft als Ansatzpunkt für die Deutung des Schwerttanzes gedacht, ist aber doch nicht bis zu den letzten Folgerungen durchgedrungen. Dies tut nun R. Wolfram in seinem Werke, das zwei Bände umfassen wird: I. Schwerttanz, Männerbund und Schwerttanzspiel, II. Die Veröffentlichung von 30 deutschen Schwert- und Reiftänzen mit genauer Beschreibung und den dazugehörigen Melodien und Bräuchen. Die vorliegenden drei Lieferungen umfassen das 1. Hauptstück (Schwerttanz) und einen Teil des 2. Hauptstückes (Männerbund). Vor allem zeigt dieses Buch, daß gerade bei der Volkstanzforschung nicht nur literarische Kenntnisse, sondern auch praktische Erfahrung höchst notwendig sind. Wolfram hat in mühevollen Reisen und Sammelfahrten sich nicht nur Einblick in die deutschen Volkstänze (besonders die brauchmäßigen) verschafft, er kennt auch die noch lebenden Schwerttanzformen aus eigener Anschauung und verfügt über die zu einer gründlichen Untersuchung notwendigen Kenntnisse außerdeutscher Tanzbräuche. Nach der „Fragestellung“ behandelt der Verfasser den Schwerttanz der deutschen Städte und den bäuerlichen Schwerttanz, besonders auch den englischen Schwerttanz. Im Abschnitt: Schwerttanzformen hebt er aus den europäischen Waffentänzen den mitteleuropäischen Kettenschwertanz heraus, für den bestimmte Formen, wie Kreis, Kette, Schnecke, Tor und Schwertgeflecht bezeichnend sind. Im Zusammenhang damit werden die Reiftänze, bei denen statt der Schwerter Reifen als Verbindungsglied der Tänzer auftreten, behandelt. Die Untersuchung der Verbreitung führt zu merkwürdigen Ergebnissen; so zeigt sich der schwedische Webertanz *Väva Vadmal* eigentlich als verkappter Schwerttanz, es erweisen sich englische und spanische *Morristanz*formen als Abkömmlinge des Schwerttanzes und auch die *Chorea Machabaeorum* der Niederlande wird als Schwerttanz erkannt. In diesen letzteren Zusammenhängen hat erst unlängst H. G. Wackernagel, Vom Totentanz in Basel (Schw. A. f. Vk. 35 (1936) 199 f.) berichtet.

Als Ergebnis dieser Untersuchungen kommt Wolfram zu dem Schlusse: Der Kettenschwertanz ist eine rein europäische Form, in ihm erkennt man die bildlose, abstrakte Schmuckkunst des Nordens und germanische Geisteshaltung. Diese grundsätzlichen Erkenntnisse stützen sich auf gründliche Untersuchungen über den Stil des Schwerttanzes und die magisch-symbolischen Bestandteile unter den Schwerttanzfiguren: Schnecke, Kreis, Durchgehen durchs Tor. Gerade dieser Abschnitt des Buches ist für die Tanzforschung von großer Wichtigkeit, denn unter allen Bestandteilen des Volkstanzes (Bewegungen des Körpers, Musik, Name und Tanzlied und Sinn) verschließt

sich der Sinngehalt am hartnäckigsten der Aufschließung und Erklärung. Wenn nun hier der Verfasser mit besonderem Feingefühl den Sinngehalt der einzelnen Figuren herauszuheben versucht, so mehrt er damit nicht nur unsere Kenntnisse über den Schwerttanz allein, sondern schließt auch den Sinn anderer Tanzformen auf (Schwabentanz, Schloofanz, Einwickler, Treffnertanz, Aliwandter), als deren Grundlage man bisher vielleicht nur den spielerischen Trieb zur Formgestaltung angenommen hat. Es ist dies der für die Tanzforschung wichtigste Teil des Werkes.

Ein besonderer Abschnitt ist den Tänzen bei den Germanen gewidmet. Hier erfährt G. Kellers (Tanz und Gesang bei den alten Germanen) Stellungnahme gegen A. Heusler wertvolle Hilfe durch zahlreiche Belege über Friedhofstänze, Hochzeitstanz und ähnliche. Mit der Darlegung der ältesten Quellen zum Schwerttanz schließt das erste Hauptstück. Vom zweiten Hauptstück, das besser nach seiner Vollendung besprochen werden möge, liegen die Abschnitte: Rügegerichte und Narrenzünfte, Wilde Jagd, Gespenstertier und Tierversummung vor. Besonders seien noch die 52 ausgezeichneten Abbildungen erwähnt, unter denen sich viele, vom Verfasser aufgenommene Lichtbilder befinden.

R. Zoder.

Adam Wrede: Deutsche Volkskunde auf germanischer Grundlage (Reihe: Die nationalsozialistische Erziehungsidee im Schulunterricht). 228 S. mit 46 Zeichnungen. 2. Aufl. Berlin, A. W. Zickfeldt, 1938.

Man stellt der gehaltvollen Arbeit wohl den besten Leumund aus, wenn man sagt, daß sie ihrem Grundgedanken inhaltlich etwa im Geiste E. H. Meyers dient. Sie tut dies in sauberer Aufgliederung des Stoffes und der daran geknüpften Fragestellung, wobei Leitsätze volkspflegerischer Art vor allem die Lehrerschaft zu erziehlicher Arbeit in Jugend und Volk aufrufen. Der Gesamtinhalt der Volkskunde ist dabei in wohl ausgewogenem Gleichmaß ausgeschöpft. Zumal Volkserzählung, volkstümliches Lied, Tänze und Spiele sind mit erfreulicher Unmittelbarkeit in ihrer Gegenwartspflege betrachtet. Das Buch kann auch uns Deutschösterreichern in der Erneuerungsbewegung der Gegenwart als Leitfaden zu den zeitgemäßen Bildungsgedanken, die sich nicht zuletzt aus der Volkskunde von W. H. Riehl bis E. H. Meyer zu einer Weltanschauung entwickelt haben, nur willkommen sein.

A. Haberlandt.

Haus und Hof im Nordischen Raum. Bd. I: Haus und Hof der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Bearbeitet von H. Reinerth. VIII u. 134 S., 129 Abb. — Bd. II: Haus und Hof der Germanen in geschichtlicher Zeit. Bearbeitet von E. O. Thiele. 123 S., 95 Abb. Leipzig, Kurt Kabitzsch, 1937.

Man darf sagen, daß es kein Problem nordisch-germanischer Baugebung gibt, das in diesen beiden ebenso gehaltvollen wie reich mit Bildern ausgestatteten Bänden nicht planvoll dargelegt und kritisch er-

örtert wird. H. Reinerths Einleitung gibt eine gründliche Übersicht über den Fundbestand aus vorgeschichtlicher Zeit und die Quellenschriften, für die Einzelländer des nordischen Raumes kommen jeweils die berufenen Forscher zum Wort. Den zweiten Band leitet S. Erixon im gleichen Sinn ein. Besonders aufschlußreich ist die Darstellung des Baubestandes in den den deutschen Binnenraum umsäumenden Ländern, wie Dänemark (J. Olrik, Kopenhagen), im Umkreis der Niederlande (C. Tréfois, Gent), im germanischen Osten (B. Schier). Aber auch die Entdeckung der Märkischen Heimat durch E. O. Thiele sei rühmlich hervorgehoben. Besinnung auf die Siedlungs- und Hofplanung der Gegenwart, sowie auf die Heimpflege kennzeichnen das Ganzheitsstreben, das die Volksforschung des Neuen Deutschland auch auf diesem Wissensgebiet als geistig führend und tatbereit kennzeichnet.

A. Haberlandt.

H. Franke: Ostgermanische Baukultur und ihre Bedeutung für das deutsche Siedlungswerk. 209 S. mit 214 Abb. Breslau, W. G. Korn-Verlag, 1936.

Franke stellt zunächst in den ältesten Schriftquellen aus ostgermanischem Bereich Säulenhäuser fest, geht allerdings just bei Priskos nicht auf den Urtext zurück. Eine hervorragende Leistung ist die Bestandaufnahme einer Fülle alter Fachwerkbauten im Umkreis Schlesiens und die fachtechnische Erläuterung ihres Gefüges. Volkskundlich besonders gehaltvoll ist die Untersuchung der Bauart der alten Gerichtskretschams, die der Verf. in scharfsinniger Weise über mannigfache Bauzustände auf ihre ursprüngliche Gestalt zurückführt. Ebenso folgerichtig wird der Wesensunterschied zwischen dem west- und dem ostdeutschen Fachwerkgefüge herausgearbeitet, das wir in den Rode- und Waldsiedlungen des Ostens gegenüber dem Vorgelände einigermaßen umgestaltet sehen. Mag dieses auch ostgermanische Überlieferungen auf unsere Zeit gebracht haben, so hätte doch gerade hier vor allem eine siedlungsgeschichtliche Betrachtung des Deutschtums im Osten die einigermaßen problematischen Gedankengänge zu vervollständigen, mit denen der Verfasser nun allsogleich zum ostgermanischen und südindogermanischen Bauwesen vorzustößen unternimmt, wofür der kulturgeographische Bestand gewiß Anhaltspunkte bietet. So ist im Titel des Buches noch auch eine Arbeitsaufgabe beschlossen. Als wesentlicher Ertrag des Buches aber darf es schon heute gewertet werden, daß ein mit seiner Heimat bestens vertrauter Bau-Fachmann in verständnisvoller Auseinandersetzung mit den Aufgaben des Siedelwesens der Gegenwart zu gegenständlichen Vorschlägen im Sinne der Volkstumpfleger bei zeitgemäßen Bauvorhaben gelangt.

A. Haberlandt.

Konrad Hahm: Ostpreußische Bauernteppiche. 115 S. mit 182 Abb. und 44 Bildtafeln. Jena, Eugen Diederichs, 1937.

Alois Riegls Studien zur Geschichte des orientalischen Teppichs konnten seinerzeit als bahnbrechend für die Gewinnung des Begriffes der Volkskunst angesehen werden. Aber erst dieses Werk führt in seiner völk-

schen Fragestellung die Wissenschaft zurück zu den nordisch-germanischen Ursprüngen dieser Kunstfertigkeit und zur Erkenntnis der Sinngebung ihrer Erzeugnisse in der Volksüberlieferung. Ref. sieht darin mit hoher Genugtuung manche Bemerkungen wahr gemacht, mit denen er sich in einer Arbeit über ein zentralasiatisches Mustertüchlein im Jahr 1923 für den alteuropäischen Ursprung der Knüpfteppiche und ihrer Musterung einsetzte. K. H a h m legt mit mustergültiger Gewissenhaftigkeit die werktechnischen Grundlagen des Arbeitsvorganges, kultur- und sprachgeschichtliche Zeugnisse der Teppicharbeit von der Vor- und Frühgeschichte her klar und ergänzt sie mit wertvollen Bildbelegen aus dem germanischen und deutschen Mittelalter. Besondere Beachtung verdient auch die sinndeutende Auslegung der ostdeutschen Knüpf- und Wirkteppiche nach ihrem weltanschaulichen Gehalt. Die volle Schönheit ihrer Farbgebung läßt sich aus den prachtvollen farbigen Tafeln, die dem Buche beigegeben sind, sehr wohl ermessen. Das Heimatwerk, das dies kostbare Überlieferungsgut bereits wieder verlebendigt hat, dient damit einer wahrhaft volkstümlichen Kunstentwicklung.

A. H a b e r l a n d t.

E. Preuschen und R. Pittioni: Untersuchungen im Bergbaugebiete Kelchalpe bei Kitzbühel, Tirol. (Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften. III. Bd. Nr. 1 bis 3.) 160 S. mit 10 Abbildungen im Text und 39 Tafeln. Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, 1937.

Diese gediegene und umsichtige Darstellung des urgeschichtlichen Kupferbergbaus auf der Kelchalpe ist auch für den Volksforscher recht aufschlußreich. Insbesondere sei auf die in gewissenhafter Arbeit mit dem Spaten neu zutage geförderten Holzfunde, Behälter, Tröge, Spatel, Spinngeräte und zumal auf die Loosstäbchen oder Kabelhölzer verwiesen, deren Kerbmarken und Zeichen ein bisher einzigartiges Licht auf die Entwicklung der Haus- und Eigentumsmarken, sowie der Buchstabenschrift in der Vorgeschichte der nordischen Völker werfen. Nicht minder ist die Höhensiedlung dieser Groß- und Kleinvieh haltenden Bergleute für die Entwicklung der Almwirtschaft zweifelsohne schon damals von Bedeutung gewesen. Die Volksforschung wird dieser Veröffentlichung jedenfalls entsprechende Beachtung schenken.

A. H a b e r l a n d t.

E. Fehrle: Deutsche Feste und Jahresbräuche. Vierte, neubearbeitete und erweiterte Auflage. 116 S. mit 45 Abb. Leipzig, B. G. Teubner, 1936.

Fehrle bietet hier einem immer größeren Leserkreis zu Dank eine weitgehend vollständige Aneinanderreihung der deutschen Feste im Jahreslauf, soweit sie als germanisches und indogermanisches Überlieferungsgut anzusprechen sind. Da und dort hätte eine Zusammenfassung nach Lebenskreisen versucht werden können, woraus doch wohl manche Gemeinsamkeiten erwachsen sind. Die Sinndeutung der einzelnen Bräuche ist ebenso umsichtig wie einleuchtend gestaltet.

A. H a b e r l a n d t.

Passionsspiel aus Köstenberg. Das Leiden Christi. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen, herausgegeben von Dr. Georg Graber. Oktav, 180 Seiten, 41 Bilder in Kupfertiefdruck nach Originalaufnahmen von der Aufführung des Passionsspieles 1936. RM. 4.—. Leykam-Verlag, Graz.

Der beste Kenner des kärntnerischen Volksschauspiels legt hier eine formschöne Ausgabe eines der vielen textlich untereinander eng verwandten Passionsspiele des Landes vor, über das er bereits in der Wutte-Festschrift (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Klagenfurt 1936, 24./25. Band, S. 231 ff.) vor kurzem berichtet hat. Der Textabdruck hält sich an die von den Spielern jetzt verwendete Handschrift und verzichtet auf jegliche Ausgabentechnik. Die größte Bereicherung erfährt die Volksschauspielforschung aus diesem Buch zweifellos durch die Bilder, die vom Herausgeber und vier weiteren Lichtbildnern stammen und in der Kupfertiefdruckwiedergabe und durch die direkte Einschaltung in den Text ebenso aufschlußreich wie stimmungsvoll wirken. Leopold Schmidt.

Albert Wesselski, Klaret und sein Glossator. Böhmisches Volks- und Mönchsmärlein im Mittelalter. Brünn, R. M. Rohrer, 1936, 136 Seiten, RM. 8.—.

Die merkwürdige Handschrift des „Exemplarius auctorum“ des Magisters Klaret aus Chlumetz (verfaßt vor 1366), die samt den reichen Glossen eines unbekanntem Schreibers eine erstaunliche Fülle von Exempeln, „Märlein“ im Sinne Wesselskis und anderem geläufigen Erzähl- und Saggut enthält, wurde 1928 von Vydal Flajšhans herausgegeben und hat durch den besten Kenner dieser Literatur nun eine umsichtige Kommentierung erhalten, welche den überaus großen Quellenbereich dieser Märlein mit profunder Gelehrsamkeit aufzuzeigen weiß. Der Wert solcher „vergleichenden Literaturwissenschaft“ wird heute wohl von manchen Seiten bestritten, doch wird man ihr besonders als Bodenbereitung für eine „historische Volkskunde“ in erster Linie des Mittelalters kaum die Anerkennung versagen können. Leopold Schmidt.

Wilhelm Bodens, Sage, Märchen und Schwank am Niederrhein (= Deutsches Volkstum am Rhein, 3). Bonn, Ludwig Röhrscheid, 1937. 327 Seiten, RM. 8.—.

Den schönen Sammlungen Zenders aus der Westeifel folgt nun in der gleichen Reihe ein Band vom Niederrhein, vor allem aus dem Cleveschen und der Umgebung von Xanten. Aus etwa 2000 Erzählungen wurden nicht ganz 1200 für den Druck ausgewählt. Die Hauptmasse sind davon 1066 Sagen, darunter Geschichtliche, Schatz-, Heiligen-, Geistlichen-, Teufel-, Spuk-, Riesen-, Zwerge-, Nachtmahr-, Werwolf-, Hexen-, Seher- und Vorzeichengeschichten. Vielleicht ist hier des Guten zuviel getan, und der Begriff der Sage denn doch zu weit gefaßt; kann jemand Nr. 1 „Von Siegfried erzählte man gar nicht viel. Ich habe mal gehört, er kam vom Grindhof bei Wardt, am Parendyk. Das soll Siegfrieds Hof gewesen sein. Das hat mal in der Zeitung gestanden“, im Ernst als Sage aufzeichnen? Ähnlich steht es mit einer großen Zahl der „Geschichtlichen Sagen“. Daß dabei

die mündliche Erzählform festgehalten wurde; viele Erzählungen auch voll die ziemlich schwer verständliche Mundart aufweisen, nimmt bei der heutigen Methode der Sagensammlung gar nicht mehr Wunder. Von 1067 (nicht 1607!) bis 1083 stehen Märchen, darunter der Unibos, das tapfere Schneiderlein und der Meisterdieb. Sehr bezeichnend sind die Schwänke, unter denen die Geschichten vom „Alten Fritz“ einen Hauptabschnitt ausmachen. Ein Erzählerverzeichnis (119 männliche und 42 weibliche) bringt dankenswerter Weise das Alter der betreffenden; ein Wörterverzeichnis hilft die mundartlichen Texte lesen. Dagegen fehlt, wie bei allen ähnlichen Sammlungen ein Motivregister und schon gar jeglicher Vergleich, sogar jede Typenangabe nach Aarne-Thompson, welche dem vergleichenden Benützer bekanntlich die Arbeit ungemein erleichtert. Vor- und Nachteile der neuen Erzählforschung sind also an diesem Buch recht deutlich nebeneinander zu erkennen.

Leopold Schmidt.

K. Stavenhagen: Kritische Gänge in die Volkstheorie. Abhandlungen des Herder-Instituts zu Riga; 5. Bd. Nr. 7, 120 S. Riga, Ernst Plates, 1936.

Warum denn einfach, wenns kompliziert auch geht — seufzt der Kritiker, bis er sich durch das spekulative Gestrüpp rund um das Unterschichtliche, zwischenschichtliche, uneigenständige, traditionsgebundene Leben bis zur phänomenalen und progressiven Geschichtlichkeit des geistigen Verhaltens der Oberschicht durchgearbeitet hat. Inwiefern die Wissenschaft besinnliche Objektivierung des Weltbildes jene Oberschicht vorstellt, die Stilkunst dessen Ausdruck verkörpert, dazu ist in den folgenden Abschnitten manches Beachtliche gesagt. Dagegen ist die Volkskunst weder in ihrem sinnbildlichen Wesen noch in ihrem zeichenhaften Wert ausgedeutet, wenn man sie als „umweltgebunden“ bezeichnet. Im Anschluß an E. Lembergs Arbeiten tut der Verf. schließlich das Wirken der Gruppeneigenschaft in der Volksgeschichte dar und legt die Unterschiedlichkeit der mittelalterlichen Gemeinschaftsbindungen, insonderheit der Reichidee gegenüber der heute lebendigen Idee des Volkstums und der Nation klar. Quellen- und Tatsachenforschung über Verbreitung und Geltung dieser Gemeinschaftsideen im Volkskörper werden die Volkskunde weiter fördern als kulturphilosophische Auseinandersetzungen mit einer nicht mehr wertbeständigen Begriffswelt.

A. Haberlandt.

Otto Schneider: Studie über die empirischen Grundlagen des Zauberglaubens bei Primitiven. In: Studien zur Völkerkunde, herausgegeben von O. Reche und H. Plischke. Leipzig 1937. In Kommissionsverlag bei Jordán & Gramberg. 93 S.

Die Quellen dieser Untersuchung bilden Texte, die auf der von der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung durchgeführten Südsee-Expedition in den Jahren 1908—10 gesammelt und von P. Hambruch, W. Müller und A. Krämer bearbeitet wurden. Es handelt sich hiebei um die Inseln Nauru, Yap und Palau in Mikronesien. Der Verfasser stellt in der primitiven Menschheitsgruppe eine Bewußtseinsschichtung fest, „die durch die Bereiche der Tatsachenschichte und der Glaubenschichte ge-

kennzeichnet ist, wobei beide noch keine klare Abgrenzung erfahren haben“. Charakteristisch für das Denken der Naturvölker ist eine durchaus konkret gerichtete Betrachtungsweise, die sich selbst auf Dinge des „Unmöglichen“, des „Zauberischen“ in unserem Sinne, erstreckt. Der Primitive empfindet keine tiefgreifenden Unterschiede zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen, sondern erst mit dem Fortschreiten des Korrekturvorganges erscheint eine solche Abgrenzung gegeben. Für den Primitiven gilt der Satz: „Wirklich ist, was als tatsächlich existent vorgestellt werden kann“; für den Kulturmenschen die Umkehrung: „Was allein in der Vorstellung als möglich erscheint, ist damit noch nicht wirklich und noch nicht tatsächlich“. Die hier an einer Art zauberischer Raumüberwindung (Gehen durch die Luft, durch die Erde und über oder durch das Wasser) gewonnenen Erkenntnisse verdienen gewiß größte Beachtung, um so mehr, als der Anspruch von Gültigkeit „auch auf andere Völker gleicher Kulturhöhe und erst recht auf solche noch niederer Kultur“ erhoben und damit der grundsätzliche Charakter dieser Untersuchung unterstrichen wird.

Walter Hirschberg.

A. Vierkandt: Familie, Volk und Staat in ihren gesellschaftlichen Lebensvorgängen. 150 S. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1936.

Die vorliegende Einführung in die Gesellschaftslehre fußt auf Erkenntnissen der Völker- und Volkskunde, zu denen der Verfasser selbst durch ein Menschenalter erfolgreich beigetragen hat. In dem nicht allzu umfangreichen Büchlein ist ihm eine ebenso gedrungene wie leicht faßliche Darstellung ihrer wesentlichen Grundlagen geglückt, die auch dem Volksforscher bestens empfohlen werden kann. Dies gilt besonders von dem Abschnitt über die großen Lebensgemeinschaften, von denen die Sippe und Familie bestens erörtert werden. Auch was den Stamm innerlich eint, entspricht dem Befund des Stammesbegriffes, wie er etwa in der Humanistenzeit Gemeingut auch der deutschen Bildung war. Dagegen kommt der Volksbegriff nach zweierlei Hinsicht zu kurz, sofern den Völkern kein Einheitsbewußtsein zuerkannt wird, was aus der Geschichte der Volkskunde ohneweiters widerlegbar ist und sofern der Inbegriff des Volkstums überhaupt nicht zur Sprache kommt. Im einzelnen werden indes auch für die Volksentwicklung erfreulich lebensnahe Gedankengänge verfolgt.

A. Haberlandt.

Karl Paulin, Südtiroler Sagen. Ausgewählt und neu erzählt, mit acht Federzeichnungen von Roswitha Bitterlich. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung, Innsbruck 1937.

Das deutsche Südtirol wird von dem Herausgeber, der schon früher als Sammler und Herausgeber von 250 Sagen Nordtirols hervorgetreten ist, mit Recht als eines der sagenreichsten Alpengebiete gerühmt. Sein Sagenschatz, einst von Alpenburg, Zingerle und Heyl liebevoll gesammelt, ist, da diese Sammlungen längst vergriffen sind, nur mehr dem Forscher, nicht aber breiteren volkskundlichen Kreisen zugänglich. Auswahl, Anordnung und erzählende Neufassung schließen sich des Herausgebers Nordtiroler Sagenbuch an. Auch der neue vorliegende Band ist nicht un-

mittelbar dem Volksmund entnommen, sondern schöpft seinen Stoff aus den im Anhang erwähnten literarischen Quellen. Um das Buch wissenschaftlich handsam zu machen, wäre dieser Hinweis bei den einzelnen Sagen zusammen mit den entsprechenden Ortsangaben zu vermerken gewesen. Erzählt sind die Sagen schlicht und einfach. Berücksichtigt sind nur die Sagen des geschlossenen deutschen Sprachgebietes vom Brenner bis zur Salurner Klause, die ladinischen und ampezzaner sind nicht aufgenommen. Der Volkskunde ist die Sammlung gewiß sehr willkommen und auch breitere Volksschichten werden sie gerne zur Hand nehmen. Die Federzeichnungen Roswitha Bitterlichs werden ihre Anziehungskraft gewiß nicht verfehlen, wie wohl sie nur den grausigen und unheimlichen Sagenmotiven Gestaltung leihen. Prof. M. Haberlandt.

Dr. B. Brückner, Volkstümliche Farben im Chiemgau. XIV u. 298 S. Mit z. T. handkolorierten Illustrationen. Kallmünz, Michael Laßleben 1936.

Die gediegene Arbeit hält mehr als der Titel verspricht. Denn sie gibt in ihrem geschichtlichen Teil eine landeskundliche Darstellung des Chiemgaus im Hinblick auf Bewohner und Wirtschaft und handelt ebenso die volkskünstlerisch arbeitenden Gewerbe mit genauer Kenntnis der Urkunden und Quellen ab. So entrollt sich uns das Bild der Volkstracht ebenso wie das des lebfrischen Blumenschmuckes und der Bemalung der Häuser in der etwas seltsamen Gliederung der bevorzugten Farben, denen auch eine außergewöhnlich sorgfältige Aufnahme des Bestandes an kleinerem volkskünstlerischen Hausrat unterstellt ist. Bei andersartigem textlichem Aufbau hätte die Arbeit ebensowohl als volkskundliche Bestandaufnahme im Sinne der Kunsttopographie zu gelten. A. Haberlandt.

Dr. Josef Hanika, Sudetendeutsche Volkstrachten I. Grundlagen der weiblichen Tracht, Kopftracht und Artung. (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde XXII/1), XXVI u. 290 S. mit 136 Abb. Reichenberg, Fr. Kraus, 1937.

Eine grundlegende Untersuchung, die über den Heimatraum des Forschers in vergleichender, geschichtlich vertiefter Betrachtung auch des slawischen Ostens weit hinausreicht. Den Zippelpeiz als Oberkleid vermag Verf. ebenso auf alteuropäische Urformen der Kleidung zurückzuleiten wie die Bendelhemden, denen die Schurzröcke mit Tragspangen und Tragmiederröcke angegliedert werden; freilich ist ihre „Schürzung“ um die Körpermitte nicht ohneweiters der Mantelbildung um Hals und Schultern gleichzusetzen. Mäntel und Umnehttücher werden als Restbestand im deutschen Volksraum zum erstenmal zu großzügigerer Übersicht vereinigt, ebenso der Zuschnitt und die Zurichtung der Haubenformen. In ein kaum noch der Wesensschau unterzogenes Gebiet begibt sich der Verf. mit einer Betrachtung inwiefern ihre Stilbildung mit der Zielstrebigkeit der Rassenerscheinung im Volkstum übereinkommt. Es ist ein anerkennenswertes Verdienst der Arbeit, diese Probleme nicht nur betont, sondern auch gefördert zu haben. A. Haberlandt.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Hausmarken aus Nauders, Bez. Landeck, Tirol.

Von Richard Pittioni, Wien.

Mit 5 Tafeln und 2 Abbildungen.

Gelegentlich meiner Grabungen im vorgeschichtlichen Bergbauggebiet um Kitzbühel konnte eine Reihe merkwürdiger Kerbhölzer geborgen werden¹⁾. Sie fielen besonders auf, da neben gewöhnlichen Kerben auch geometrische Zeichen *) eingeschnitten waren, denen eine bestimmte Bedeutung zukommen mußte. Diese herauszufinden, war jedoch anfänglich unmöglich; erst als sich Entsprechungen volkstümlicher Art aus der Schweiz, Mittel- und Süddeutschland fanden, konnte der Bedeutung unserer Zeichen nachgegangen werden. Wie ich zeigen konnte, handelt es sich bei unseren Funden höchstwahrscheinlich um Loshölzer, deren Verwendung im Sinne des altgermanischen Losverfahrens, wie es Tacitus beschreibt, möglich erscheint. Jedenfalls sind vollkommen entsprechende Stücke in der Schweiz, sowie im Siegerlande für Loszwecke — allerdings nur mehr rein wirtschaftlicher Art — die aber für unsere Funde kaum dermaßen in Betracht kommen, herangezogen worden. Die Kerbhölzer von der Kelchalpe sind der Urnenfelderkultur zuzuweisen und gehören somit dem Beginne des letzten Jahrtausends an; als Erzeuger der Stücke sind wohl Indogermanen nordischer Prägung anzusprechen, die mit den späteren Illyrern in engere Verwandtschaft zu setzen sind²⁾. Die Tatsache der Verwendung von Loshölzern über drei Jahrtausende hin war der Ansporn, Umschau zu halten, ob die auf den Tiroler Kerbhölzern angebrachten Zeichen heute dort in einer anderen als schon bekann-

¹⁾ E. Preuschen und R. Pittioni, Untersuchungen im Bergbauggebiet Kelchalpe bei Kitzbühel, Tirol. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften, III. 1937, S. 1—159.

*) Und zwar: 

²⁾ R. Pittioni, Die Urnenfelderkultur und ihre Bedeutung für die europäische Gesichte. Zeitschrift für keltische Philologie, XX/XXI, 1938 Sonderausgabe, S. 185 ff.

ten Zweckverwendung aufscheinen und welche Bedeutung sie besitzen. Tatsächlich gelang es mir, in Nauders an Holzstämmen, Zäunen und Latten Zeichen festzustellen, die mit den seinerzeit an den Tiroler Kerbhölzern gesehenen ihrer Form nach verwandt sind (Abb. 1 und 2). Eine weitere Nachfrage ergab, daß es sich bei den Zeichen um ein heute noch lebendes Gut handelt, das im gesamten Bezirk Landeck bekannt ist. Die auf Abbildung 1 gezeigten Beispiele von Holzkerben könnten den Eindruck von rein spielerischen Erzeugnissen entstehen lassen, da aus ihnen die ursprüngliche Bedeutung und vor allem die Verwendung nicht klar wird. Diese ergibt sich erst, wenn man die Zeichen auf Abbildung 2 betrachtet;



Abb. 1.

Hausmarke an der Wand der Sennhütte der Piengalpe bei Nauders, Tirol.



Abb. 2.

Hausmarke des Filie Emanuel an einem gefällten Baumstamm bei Nauders, Tirol.

sie zeigen einen gefällten und noch mit der Rinde bedeckten Baumstamm, der mit ganz einfachen, unseren Kelchalpener Kerbhölzern überaus ähnlichen Zeichen versehen ist. Da sehr viele der geschlagenen Bäume keine Zeichen aufweisen, kann es sich daher um keine Kenntlichmachung von Stämmen für rein forstwirtschaftliche Zwecke handeln. Die Kerben werden erst nach dem Fällen mit dem Beil eingehauen und dienen dann — wie mich der Waldaufseher der Gemeinde Nauders, Herr Josef Dilitz, belehrt — zum Kenntlichmachen des Eigentumsrechtes eines bestimmten Bauern. Jede Marke ist daher ein Eigentumszeichen und stellt die für einen Bauern kennzeichnende Hausmarke dar. Herr Dilitz war so freundlich, mir sein Verzeichnis der Hausmarken zur Einsicht zur Verfügung zu stellen, wofür ihm hier bestens gedankt sei. Im folgenden seien die zahlreichen Hausmarken der Gemeinde Nauders in der von ihm festgehaltenen Reihenfolge wiedergegeben.

Was die vorstehende Liste besonders kennzeichnet ist das fast vollständige Fehlen von Monogrammen; von einer Gesamtzahl von 239 Zeichen sind nur 11 Monogramme. Das zeigt deutlich, daß die Sitte der Hausmarken alt hergebracht ist und daß neuere Umformungen noch kaum versucht wurden. Dort, wo Anfangsbuchstaben verwendet werden, sind es solche, die man mit dem Beil einzuschlagen vermag; entwickeltere Zeichen müßten mit einem Eisenmodel eingebrannt werden. Die Hauptmasse stellen die einfacheren Zeichen dar, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit den urzeitlichen Marken und Kerben auf Holz- oder Bronzegegenständen aufweisen; bei manchen würde man meinen, eine estensische und hallstättische Kerbenzusammenstellung vor sich zu haben. Solche altertümliche Zeichen, deren Sippe auch die römischen Kerbzahlenzeichen zugehören, sind: IXII, VIV, V XV, XXX, Ψ, IV, III, IIIXII, <X, IX, XIII, VV, √, ^XI, IXI, IIXII, IVII, IVI, XV, XII, XIX. Nichts liegt daher näher als die Annahme, in den Nauderer Holzmarken Überreste der Urzeit zu sehen, wobei sich nach den Aufschlüssen von der Kelchalpe eine klare Verbindung mit der Urnenfelderkultur ergibt. Nauders liegt — wie durch einige Bodenfunde sehr wahrscheinlich gemacht wird — im Bereiche der Melauner Kultur, einer jungeneisenzeitlichen alpinen Kultur, in deren Gebiet die Kenntnis von Zeichen unserer Art durch Funde bereits sichergestellt ist. Man darf daher annehmen, daß in Nauders mindestens seit der jüngeren Eisenzeit die oben besprochenen Zeichen bekannt waren und verwendet wurden. Wenn sich für Nauders eine dauernde Verwendung bis heute feststellen läßt, so ist das nicht zu verwundern. Die abgeschlossene Lage, sowie die stets gleichbleibenden wirtschaftlichen, in großem Umfang auf die Gewinnung von Holz eingestellten Grundlagen der Besiedlung haben dazu beigetragen, das altererbe Gut weiterzupflegen. Wirtschaftliche Gründe sind es wohl auch bei der Haubergswirtschaft des Siegerlandes, die dazu führten, daß dort die Kerbhölzer in der ursprünglichen Form auch heute noch verwendet werden³⁾. Man sieht also, daß die Gebiete mit einer einfacheren Wirtschaftsführung die ursprünglichen Bräuche überaus lange bewahren. Es ist daher eigentlich nicht zu erwarten, daß man in den für den Verkehr und die wirtschaftlichen Veränderungen aufgeschlossenen Gebiete noch derartige Zeichen feststellen kann. Um so überraschender ist es, an mittelalterlichen

³⁾ H. Kroll, Die Siegerländer Haubergswirtschaft und ihre Geräte. Zeitschrift für Ethnologie, LXVIII. 1937, S. 269—281.

Funden Zeichen unserer Art zu sehen; so konnten sie erst jüngst an Gefäßen des 12. bis 13. Jahrhunderts beobachtet werden, die in Wien bei Erdaushebungen am Ballhausplatz geborgen wurden. Es handelt sich hiebei um die Zeichen III und X. Noch mehr erstaunt war ich, an Ziegeln im Museum Regensburg gleichartige Zeichen *) zu sehen, die höchstwahrscheinlich als die Personenzeichen der einzelnen Ziegelschläger anzusprechen sein werden. Eine erneute Durchsicht der Museumsbestände wird vielleicht noch weitere Aufschlüsse ergeben — vorausgesetzt, daß man früher überhaupt derartige Dinge beachtete. Hingegen hat man die Bedeutung der Hausmarken für die Wappenkunde schon erkannt ⁴⁾, wobei bezeichnender Weise als Grundlage für die Ableitung der Hauszeichen und ihrer heraldischen Gestaltung Runen angenommen wurden. Dies ist besonders hervorzuheben, da die Runen in der uns bekannten Gestalt jüngere Erscheinungen sind, jedoch in ihrer ursprünglichen Form mit den oben erwähnten Kerben der Kelchalpe zusammenhängen, wie ich in meiner bereits zitierten Arbeit nachzuweisen versuchte. Damit ergibt sich ein weitreichender Zusammenhang der verschiedenartigsten, auf den ersten Blick vollkommen voneinander unabhängigen Zeichen, die jedoch schließlich auf ein System zurückgehen, das schon während der Bronzezeit in Europa voll ausgeprägt gewesen sein muß. Es wäre eine dankbare Aufgabe der Volkskunde, den heute noch gebrauchten Zeichensystemen näher nachzuspüren, da sie ungeahnte Aufschlüsse über das geistige Erbe unserer alten deutschen Bauern- und Handwerkskultur und ihrer älteren Stadien zu geben vermöchten ⁵⁾.

*) 

⁴⁾ F. von Heydebrand an der Lasa, Die Bedeutung des Hausmarken- und Wappenwesens für die schlesische Vorgeschichte und Geschichte. Altschlesien, VI. 1937, S. 339—376.

⁵⁾ Vgl. hierzu Fr. Ilwof: Haus- und Hofmarken, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 4, Berlin 1897, S. 279 ff. Während der Korrektur erschien im 38. Band der Deutschen Gaue, 1937, S. 72—73, eine kurze Zusammenstellung von Holzmarken aus Baiern (Jachenau, Wegscheid, Schlehdorf bei Weilheim). Auch sie dienen wie in Nauders dazu, den gefällten Baum mit der Eigentumsmarke zu versehen.

Schöpf Josef	I-V	Dilitz J., Kastl	IV
Dilitz Aloisia	FT	Dilitz Alois	I-F
Dilitz Johann	I/	Hofer Josef	IV
Klapeer Anton	IHI/	Moritz Alois	FT
Klapeer Johann	HK	Blaas Rudolf	Y
Spöttl Karl	III	Jung Anton und Josef	Y
Mangweth Johann	XX	Hofer Anton	Y
Filie Alois	III	Sprenger Anton	IV
Waldegger Josef	III	Waldegger Johann	III
Öttl Alois	Y	Jung Anton Beatus	III
Lutz Ludmilla	IX	Teufel Luisa	XII
Hörmann Kreszenz	IX	Hohenegger Helena	Y
Moritz Josef	IX	Prantner (Fomali)	□
Kuppelwieser Anton	II-II	Pali Alois	□
Spiss Anton	X	Kreuzer Josef	II-II
Rudigier Andrä	X	Wille Karl	+L
Naggler Johann	△/△	Dilitz Josef	△/
Kuppelwieser Josef	△/△	Hofer Luisa	VI/
Denoth Anton	I-I	Menzl Wilhelm	I-H
Kurz Josef	I-I	Wille Josef	I=I
Denoth Karl	I-I	Spöttl Josef	I/I
Oettl Josef, Tischler	△/△	Folie Rudolf	△/△
Wolf Johann	XLI	Müller Karl	△/△
Habicher Josef	XLI	Prugg Josef	△/△
Dilitz Karolina	I-I	Moritz Anna Katharina	III
			<V>

Oettl Josef	X	Dilitz Alois	XIII
Dilitz Josef	XIV	Oettl Preheber	V
Prantner Kreszenz	XV	Tschiggfrey Anna	N
Dilitz Johann	IXI	Waldegger August	OX
Niggli Sepp und Karl	XVI	Noggler Anton	III
Klapeer Josef	XVII	Jung Stastl	XI
Plank Josef Anton	XVIII	Kleinhaus Josef	XK
Wolf Anna (Köra)	IXII	Kuppelwieser Alois	XI
Lutz Ferdinand	IXIII	Lutz Peter	IV
Zegg Johann	XIV	Fili Emanuel	VV
Wolf Johann	XV	Hörmann Johann	VI
Spöttli Ignaz	XVI	Müller Alois	VII
Hörmann Franziska	XVII	Moritz Julius	VIII
Hörmann Alois	XVIII	Prantner Johann	IX
Moritz Valentin	XIX	Moritz Anna Greta	XI
Stecher Johann	XX	Thöni Zenza	T
Paulmichel Jakob	XXI	Maas Josef (Hies)	II
Salzgeber Josef	XXII	Wackernell Karl	III
Nöbl Alois	XXIII	Waldegger Aloisia	IV
Jung Anton	XXIV	Fili Alois	V
Fili Alfons	XXV	Pedrolini	VI
Wackernell Alois	XXVI	Zegg Anton	VII
Dilitz Josef	XXVII	Stables (Hofname)	VIII
Folie Anton	XXVIII	Folie Johann	IX
Jung Franz	XXIX	Fuhrmannsloch (Hofname)	X

Spöttl Anton
Kleinhaus Alois

b) Abgekommene
Marken:

Prantner Linus
Aigner Anna
Baungartner Johann G.
Lechthaler J.
Mathoj Theres
Noggler Josef
Oetfl Georg
Dillitz Pius
Moritz Anton, Schäfer
Teni Josefa
Seifert Ambros
Theiner Johann
Hörmann Burgl
Seifert Johann
Krumholz Josef
Federspiel Paul
Jung Johann
Simat Josef
Saltner Johann
Jung Josef
Koll Gottlieb

IXK
VVV

II IV IX IV LI LH H f TV I/II DI I/ I/ IV T T I/I VIV K

Kurz Josef
Müller Richard

Fuchs Ambros
Mayer Franz
Moritz Johann Klas
Penz Benedikt
Dillitz Magdalena
Denoth Pankratz
Folie Anton
Neumann Johann
Noggler Wilhelm
Wolf Katarina
Hoadl Burgl

Federspiel Johann
Wolf Johann Lutz
Möner Michl
Jung Dominicus
Niggin
Plangger Peter
Noggler Ferdinand
Müller Alois
Prugg Alois

VI
41

F V > V K
I A
E V
I V
I Y I
I I I
I I V
I I

XII
VVV
MM
IXI
L Y A
N I A
I I

Penz Josef	□	Filet Gottfried	┌
Salzgeber Milla	VH/	Wolf Wilhelm	VL
Tomali	<V>	Griner Josef	+X
Hörmann Dyonisius	卍	Nagl Aloisia	#/
Prantner Bernhard	□	Moriggl Robert	=/
Hofer Johann	X	Miller Ferdinand	/-/
Plank Alois	X	Patscheider Kl.	/-/
Hofer Josef	卍	Lutz Jakob	△
Dilitz Leopold	I=I=I	Moritz Johann	+ =
Nogler Karl	I-I	Moritz Eduard	= X
Knoll Regina	IX-	Dilitz Lorenz	< X
Stecher Silvest	I=L	Wolf Roman	
Moritz Aurelia	V=I	Prantner Johann	V=
Mayr Maria	-V=	Nobl Ludwig	V=
Oberhofer	T/	Filet Katarina	= X -
Dilitz Maria	4-1 X	Gartmann Paul	-X-
Thuile Josef	-X-	Seifert Josef	XIX
Miller Karl	>I-	Bruy F.	+ =/
Jung Maria	T=	Maurer Johann	^V^
Waldegger Gottfried		Bruy Stefan	V^
Kleinhaus Aloisia		Federspiel Alois	XV
Lutz Gottfried		Prantner Josef	L> <
Waldegger Theresia		Jabicher Josef	
Waldegger Pius		Denoth Josef	
Miller Theresia		Schöpf Franziska	

Einiges über die wilden „Freil“.

Von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

Zu den bekanntesten Sagengestalten des Unterinntales gehören die wilden „Freil“. Sie bringen Glück und Segen beim Vieh und der Feldfrucht. Im Oberinntal und in Südtirol heißt man sie die „Saligen“ oder die „saligen Fräulein“.

Der Bauer und der Äpler, die Bäuerin beim Säen des Flachses und die heiratslustige Tochter in der „wilden Freilnacht“ hoffen auf die Gunst dieser Geschöpfe.

Wenn im Langs der Traid anfängt zu grünen, dann umgeht der Bauer in der Dämmerstunde den Acker, bleibt dreimal stehen, betet ein Gebet (welches, konnte ich nicht erfahren) und hofft, daß er durch diesen Gang die Gunst der wilden „Freil“ erringt. Damit die wilden „Freil“ sehen, daß ihre Kraft vom Bauern geachtet wird, gräbt er am Ende des Ackers eine kleine Grube, tut eine Holzbüchse, in der sich etwas Mehl für den Lebensunterhalt der „Freil“ befindet, hinein, verschüttet das Loch und legt zwei Haselnußzweige kreuzweise darüber.

Nach dem Glauben des Bauern holen die wilden „Freil“ am Oster-sonntag das Mehl.

Der Sommer gibt den wilden „Freil“ Gelegenheit, den Bauern und Äplern, denen sie freundlich gesinnt sind, zu helfen. Um Weniges helfen sie gerne und leisten Übermenschliches.

Kommt ein Gewitter und der Bauer hat noch Heu oder Traidschöber auf dem Felde, dann kommt eine unscheinbare Frauengestalt und hilft. Solange bleibt das Wetter aus, bis alles in der Bem ist.

Ein anderes Mal hilft so ein wildes „Freil“ beim Traidschneiden. Flink ziehen ihre Hände die Sichel und die übrigen Schnitterinnen schielen zu dem bewunderungswürdigen „Freil“ hinüber.

Hat sich auf der Alm ein Stück Vieh verstiegen, so hilft oft ein wildes „Freil“ dem Hirten suchen.

Mancher Äpler kam durch ein solches Geschöpf in den Besitz eines verborgenen Schatzes. Natürlich darf der Empfänger des Schatzes die „Freil“ nicht verraten, da ihm der Verrat unsägliches Unglück bringt und den „Freil“ großen Kummer bereitet. Oft geschah es, daß mancher nicht schweigen konnte; die wilden „Freil“ kamen zu ihm und klagten ihm ihr Leid. Weinend zogen sie ab.

Auch den Übermut der Äpler bringen die „Freil“ nicht über das Herz. Da gab es Almen, auf denen die Äpler mit Butterknollen Kegel spielten und anderen Unfug trieben. Die wilden „Freil“ schauten zu und weinten. Viele dieser Almen wurden in Seen und unfruchtbare Berge verwandelt; manche blieben stehen, wurden aber von Jahr zu Jahr schlechter.

Sät die Bäuerin im Langs den Flachs, dann setzt sie große Hoffnungen auf die wilden „Freil“. „Geht ein wildes ‚Freil‘ über den Flachs-

(Acker), dann geratet er gut und es gibt ein schönes, weißes Tuch ab“, sagt die Bäuerin.

Die „wilde Freinacht“, die im Sommer ist, gibt den heiratslustigen Jungfrauen die Gelegenheit, in die Zukunft zu schauen. Aus dem Munde eines wilden „Freils“ können sie über ihr Eheglück Näheres erfahren. Die Heiratslustige lehnt in dieser Nacht am Kammerfenster und wartet auf das Geschöpf, das ihr über ihre Zukunft Näheres zu sagen weiß. Auf den Fensterstock legt sie Mehl, Eier und Butter. Hat ihr das wilde „Freil“ über die Zukunft erzählt, dann nimmt sie die Lebensmittel als Lohn mit. Sie dankt ordentlich und mahnt die Heiratslustige: „Glaub' mein Wort und befolge meinen Rat.“

Die Schweigepflicht wird der Heiratslustigen auch auferlegt. Großes Unglück harrt ihr, wenn sie dieselbe nicht befolgt.

Wann ist die „wilde Freinacht“? Diese Frage wurde mir nie genau beantwortet. „Im Sommer einmal. — Nach dem Sonnwendtag. — Nach dem Peterstag. — In der ersten Vollmondnacht nach dem Sonnwendtag“, lauteten die Antworten.

Man kann annehmen, daß in der Zeit nach dem Sonnwendtag diese Nacht ist. Sie ist eben nicht genau festgelegt, sie ist halt einmal; in einer Nacht, die die wilden „Freil“ wählen. Am ehesten wäre die erste Vollmondnacht nach dem Sonnwendtag die richtige.

Im Herbst, wenn das Vieh nicht mehr auf die Weide getrieben wird, ziehen sie in das Berginnere und verbringen dort den Winter. Es kommt vor, daß manchmal ein „Freil“ den Berg verläßt und zu den Menschen in die Häuser geht, ihnen arbeiten hilft und mit Lebensmitteln zurückkehrt. Durch ihren Gang zu den Menschen im Winter muß sie viel geheime Kraft einbüßen.

Das bäuerliche Volk in den Bergen weiß hunderte von Sagen über diese Geschöpfe. Mit Gläubigkeit werden sie erzählt und man lobt die wilden „Freil“ wegen ihrer Hilfsbereitschaft.

Es gibt auch viele Feinde der wilden „Freil“. Rohe Jäger und Äpler, geizige Bauern, fürwitzige Weiber und Männer und übermütige Äpler. Sie alle sind ihre Feinde. Einem Feind helfen die wilden „Freil“ nur, wenn er in größter Not ist; einem Feind bringen sie Unglück, sie zaubern dem Vieh eine Krankheit an.

Es gibt auch dem Menschen böse gesinnte wilde „Freil“. Es sind derer jedoch wenige. Man kann diese Sagenbildungen als verstümmelte Sagen betrachten. Es kommt darin schon mehr die Hexenart vor. Die Möglichkeit, daß auf einer Alm ein wildes „Freil“ hauste und später eine Hexe, und daß beide Gestalten zusammengeschmolzen wurden, ergeben die Ursache solcher Sagenbildungen. Wenn es sich also um Sagen handelt, in denen über die wilden „Freil“ Schlechtes erzählt wird, so sind es zusammengeschmolzene Sagen; mehrere Gestalten sind verschmolzen.

Mehlspeisen sind die Hauptnahrung der „Freil“. Milch und Fleisch verschmähen sie ganz. — In einer Sage wird erzählt, daß jene, die einem wilden „Freil“ Milch geben, dieselbe heiraten muß. — Essen sie solche

Speisen, so werden sie ihrer geheimen, übernatürlichen Kraft beraubt und werden irdische Frauen. Wurzeln, Kräuter und Waldbeeren bilden auch einen großen Teil ihrer Nahrung. Die Bauern geben ihnen für ihre Arbeit meistens Mehl als Lohn.

Bei offenem Feuer bereiten sie ihre Speisen vor. Sie sind sehr genügsam, leiden oft Hunger und müssen daher betteln gehen. Es tut ihnen furchtbar wehe, wenn sie sehen, daß man mit Lebensmitteln praßt, sie verschwendet.

Über die Wohnung der wilden „Freil“ erzählt man wenig. Im Gebirge wohnen sie irgendwo. Höhlen lieben sie besonders. Die Höhle wird wohnlich eingerichtet. Alles ist einfach, aber schmuck. Den Menschen ist die Wohnung der wilden „Freil“ nicht zugänglich. Kein Mensch hat einmal die Wohnstätte dieser Geschöpfe gesehen. Es wäre auch ein großes Wagnis, die Wohnstätte der „Freil“ zu suchen, denn der Suchende würde in die Tiefe stürzen, wenn er sie gefunden hätte.

Große, wunderbare Kraft besitzen die wilden „Freil“. Glück können sie in eine Menschenhand schütten, soviel sie nur beliebt. Trotzdem sind sie arm — sie können mit ihrer geheimen Kraft sich selber nicht helfen — und sind auf die Gaben der Bauern angewiesen. Freigebig sind sie mit dem Glück auch nicht; wenige haben und hatten das Glück, von den wilden „Freil“ beschenkt zu werden. Viele von den Wenigen machen sich dadurch, daß sie von den wilden „Freil“ beschenkt werden, selbst das größte Unglück. Sie können nicht schweigen. Schweigen ist die erste Bedingung, die einem von den wilden „Freil“ auferlegt wird. Kann einer nicht schweigen, so weinen sich die wilden „Freil“ zu Tode und ihm rinnt das Geld aus der Hand wie Wasser. Dem schweigsamen Manne bringt der Schatz der wilden „Freil“ großes Glück. „s Geld weascht nit weniger und im Leben hat er mehr Glück“, sagt man.

Der Name bedeutet soviel als „scheue Fräulein“. Wild sind sie; sie scheuen die Menschen, sind zurückgezogen, lassen sich selten sehen und verschwinden, wie sie gekommen. Wegen ihrer schönen Gestalt heißt man sie „Freil“.

Die Bauern in den Bergen achten die wilden „Freil“, und mancher, den Volkskundeforschern nicht zugänglicher Volksglaube, haftet bei ihnen.

Über die Herstammung sagte man mir: „D' wilden ‚Freil‘ send allwei g'wes'n.“

Das stimmt. Sie sind immer gewesen; ohne sie wären die Bergbauern wohl nie ausgekommen. Zu den Bergen gehören sie wie alles andere, das zu den Bergen gehört. Mit Gläubigkeit hängt man an diesen Sagen, echte berglerische Gläubigkeit ist es. Haben sie vielleicht beigetragen, daß die Bauern so zäh an der Bergscholle hielten und halten? Gewiß, es ist dies ein Ding von vielen aus dem Reiche der Sage, das stark auf die Bergbauern wirkt. Besonders die Bäuerinnen und die älteren Äpler halten fest an den wilden „Freil“.

Literatur der Volkskunde.

Karl Gröber: Alte deutsche Zunft herrlichkeit. 126 S. 163 Abb. München, Georg D. W. Callwey, 1936.

Mit umsichtigem Fleiß hat der Verf. das Schönste zusammengetragen, was an deutschen Zunftaltertümern auf die Nachwelt gekommen ist, die man mit stilvoller Kunst zu Wahrzeichen für Schaffen und Lebenskreis von Handwerk und Gewerbe gestaltet hat. Die Bilder zeigen die schönsten Zunft Häuser Niederdeutschlands, die schmucken Zunftstuben und allerhand Einrichtungsteile, die Handwerker selber stellen sich im Bildschmuck der Zunftladen dar. Schnurrige Anspielungen auf die gewerbliche Betriebsamkeit verkörpern oft die Trinkgefäße für den Willkomm. Am meisten volkstümlich muten in diesem Sinn die reizenden Stubenzeichen an. Eine gesonderte Untersuchung verdient einmal im Zusammenhalt mit anderen Rechtsaltertümern des volkhafte Gemeinschaftsbrauches die Aufschlagstäbe, Umzugspritschen und Botenstöcke. Der Text bietet eine ebenso sachkundige wie großlinige Übersicht über Wesen und Bedeutung der Zünfte im ständischen Leben und führt auch einige ihrer eigenartig stilisierten Einführungsbräuche an.

A. H a b e r l a n d t.

Ernst Otto Thiele: Sinnbild und Brauchtum. Volkskunst in einem deutschen Gau. 78 S. Text, 2 Verbreitungskarten, 67 Bildtafeln. Potsdam, L. Voggenreiter, 1937.

Mit schönen und aufschlußreichen Bildern ausgestattet, legt Th. das Ergebnis einer umfassenden und mit wirklichem Forschergeist durchgeführten Bestandaufnahme von Werken der Volkskunst in der Kurmark im Hinblick auf ihren Schmuck an Sinnbildern vor. Diese werden in Gruppen nach ihrem Inhalt gegliedert und die Art ihrer Anbringung an Haus und Hausrat, Minnegaben und Erinnerungsstücken im Zusammenhalt mit Widmungsvermerk, Sinnsprüchen, figürlichen Bildschmuck u. dergl. erörtert. Ihre Geltung im künstlerischen Aufbau ebenso wie besinnliche Einfühlung in den Volksbrauch, dessen lebendige Übung gleichfalls Zug um Zug erhoben wurde, führt zu ihrer Deutung, die Verf. auf den Gehalt der bildlich vorgeführten Darstellungen beschränkt. Man gelangt dabei zur Überzeugung, daß die Wissenschaft vom Volkstum dieser Dinge ernstlich erst da anfängt, wo der Unglaube des 19. Jahrhunderts aufhört. Über Spinnrockentypen, Verbreitung und Erzeugung der Eiskuchenformen in der Mark, sowie manches andere bietet die knappe, sachliche Schrift auch beachtliche kulturgeographische Erkenntnisse in Anmerkungen und auf zwei Verbreitungskarten.

A. H a b e r l a n d t.

Matthes Ziegler: Die Frau im Märchen. Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt. Fachwissenschaftliche Untersuchungen Nr. 2. 289 S. Leipzig, Koehler u. Amelang, 1937.

Verf. gründet seine Darstellung vor allem auf die umfangliche Sich-

tung von Erzählgut im nordisch germanischen Bereich. Im Zug der Aufgliederung jener Motivgruppen und Reihen, die im Aufbau des Dramas von der Gewinnung der Frau durch den Helden im arischen Märchenschatz in mannigfachen Abwandlungen wiederkehren, wird zugleich erwogen und erläutert, welchem Lebenskreis und welcher sittlichen Anschauung die Gestalten in ihrer Überlieferung jeweils entsprechen.

Damit wird die Gestalt des „Unholds“ im ersten Abschnitt ebenso näher umschrieben, wie das gleiche Verfahren an die „erfüllte Weissagung“, das erzwungene Gelöbniß, die Art der Entführung der Braut, an den Kampfort, die besonderen Umstände der Befreiung, den Gestaltwechsel der Braut (Tiergestalten der Außenwelt), die Proben, die der Freier zu bestehen hat, gewendet, deren volkhaften Gehalt erhellt.

Der zweite Abschnitt bringt die Umkehrung: die Heldin erlöst den Freier als König Lindwurm, Froschkönig, Bärenhäuter usw., bewerkstelligt die magische Flucht oder erzielt selbst ihre Befreiung als Räuberbraut. Von den „Schicksalsgestalten“ führt die Betrachtung weiter zur volkstümlichen Auffassung von der hellen und dunklen Braut, von Verhüllung und Leidenszeit der Heldin. Das zweite Hauptstück bringt dann eine volks- und seelenkundliche Übersicht über die weiblichen Gestalten neben der Braut. Mit seinem methodischen Rüstzeug, seiner klaren Gedanklichkeit und seinem sauberen Gefüge legt die Arbeit jedem Wissenschaftler den Ariadnefaden in die Hand, der von ahnungsvollen Auslegungen des Märchens, um die sich die ältere Schule der Mythenforscher verdient gemacht hat, nun zu folgerichtiger Bearbeitung führt. Bloßem Überlesen erschließt sich eine solche Arbeit nicht, aber kein ernster Märchenforscher wird sie als Grundlage für die Auslegung von Sinn und Wesensgehalt unseres volkstümlichen Erzählgutes missen können.

A. Haberlandt.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. (Herausgegeben von H. Bächtold-Stäubli unter bes. Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer). Bd. VII. 1712 Spalten. Berlin, W. de Gruyter, 1935/36.

Im Fortschreiten des Hwb., von „Pflügen“ bis „Signatur“, stellen sich eine Reihe von zusammenfassenden Arbeiten ein, die seinen Charakter als den eines wirklichen Handbuches abrunden. Wir erwähnen „Planeten“ (Stegemann), „Priester“, „Ring“ (Jungwirth), „Schwangerschaft“ (Kummer). Der „Psychoanalyse“ (Beth) hätte freilich eine deutlichere Abfuhr gebührt. „Schuh“ und „Schürze“ (Jungbauer) sind inhaltsreich, beim ersteren jedoch die Voranstellung erotischer Sinnbildlichkeit kulturgeschichtlich unangebracht: anzügliche Anspielungen weiß derbes Bauernvolk auf xerlei Gebrauchsdinge, ohne daß man gleich von einem „Sinnsbild“ sprechen kann. Dem „Latsch“ steht ein „guter Patsch“ in größerer Volksläufigkeit gegenüber. (Schade, daß das Hwb. keinen Artikel „Storfer“ enthält.) Der Artikel „Rad“ (Tiemann) zeugt nicht vom Erfassen der weltanschaulichen Überlieferung, die Notfeuer und Sinnbilder der germanischen Frühzeit mit dem Volksbrauch des Radrollens verbinden, — J. Déchelette u. O. Almgren sucht man unter den Nachweisungen vergebens, — wogegen Magie und Zaubernetze solche Leitlinien weder

besitzen noch erkennen lassen. Im Artikel „Schlange“ sind „Haselwurm“, „Tatzelwurm“ und anderes Saggut in wohlabgewogener Darstellung vereint, ein letztes Vermächtnis reifen Wissens von E. Hoffmann-Krayer. Die Arbeiten, die Tiere und Pflanzen der Heimat betreffen, geben dem alten Volksglauben neben dem Aberglauben in besonders beachtlicher Art Raum.

A. H a b e r l a n d t.

Hans Friedrich Rosenfeld: Der hl. Christophorus. Seine Verehrung und seine Legende. Mit 8 Abbildungen und 3 Kartenbeilagen. Kommissionsverlag Otto Harrassowitz, Leipzig, 1937. 552 Seiten.

Diese sehr gewissenhaft angelegte „Untersuchung zur Kultgeographie und Legendenbildung des Mittelalters“ unternimmt es, mit aller weit-schweifenden Herleitung ikonographischer und mythologischer Art, die sich mit dem gewaltigen Heiligen oft schon beschäftigt hat, zu brechen und das Wechselspiel von bildlicher Darstellung, damit verbundener Glaubensvorstellung und Legendendichtung aus den wohl unzähligen, aber doch geschichtlich faßbaren Kleinzügen mittelalterlichen Geisteslebens zu erklären. Der Verfasser führt die Arbeit im wesentlichen nur bis an die Schwelle des 14. Jahrhunderts, da die Frühzeit maßgebend für die Ausbreitung des Kultes erscheint. Ungemein gründlich ist dabei die Übersicht der Kultstätten im Abendland festgelegt, welche den Primat Norditaliens auch kartographisch deutlich erkennen läßt. Die Verbreitung von Bild und Kult auf den Pilgerstraßen scheint als ausschlaggebend wichtig auf, ebenso die bedeutsame Stellung des Südalpengeländes, wo die wörtliche Übersetzung der Legende, die ihrerseits wieder eine reine Namensklärung ist, in die Bilddarstellung vorgenommen wurde. Der Ertrag dieser Heiligen-Monographie ist weitaus bedeutender als der der meisten in den letzten Jahren. Vor allem eröffnen sich Ausblicke in eine Art von geistesgeschichtlicher Periodisierung des mittelalterlichen Volkskulturlebens, wie sie bisher kaum in dieser schlichten und sachlichen Formulierung vorliegen. Von hier aus könnten nun auch die Kulte anderer Heiliger, die in derselben Zeit in besonderer Geltung standen, wie besonders der des hl. Georg, ertragreich verfolgt werden. — Die Arbeit erschien gleichzeitig in den Acta Academiae Aboensis, Humaniora X: 3. Hoffentlich wird ihre angekündigte Fortsetzung nicht zu lange auf sich warten lassen.

Leopold S c h m i d t.

Dr. A. Hermann: Die deutschen Bauern des Burzenlandes. (Deutsche Rassenkunde, herausgeg. von Prof. Dr. E. Fischer, 15/16). 136 S. mit 74 Abb. im Text u. 14 Tafeln. Jena, Gustav Fischer 1937.

Die vortrefflich ausgestattete Schrift gibt eine Darstellung von der Siedlung, Wohnung, Tracht und den Baudenkmalern, die von der volkhafte Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen seit alten Tagen künden, und arbeitet daran auch die Wesenszüge des Volkscharakters und die Grundlinien der volksbiologischen Entwicklung dieses deutschbewußten Volksschlages heraus. Die bis ins Einzelne gehende Wiedergabe der anthropologischen Aufnahme der Bevölkerung ermöglicht eine jederzeitige Nachprüfung der Beobachtungsergebnisse, die auch zur Statistik an-

derer binnendeutscher Volksgruppen in Vergleich gesetzt werden. Nun wird es darum gehen, im Anschluß an die dörfliche Aufgliederung der heutigen Bevölkerung in ältere und jüngere Schübe und Gruppen mit unterschiedlichen Herkunftsgebieten diese Feingliederung auch im Rassengemenge des Landes herauszuarbeiten, wozu etwa die von A. Weisbach seinerzeit entworfenen Kartenskizzen für die österreichischen Länder wegweisend sein könnten. (Mitt. d. Anthropol. Gesellsch. Wien.)

A. Haberlandt.

Brixner Heimatbuch. Herausgegeben von Hermann Mang. 279 S. mit 16 Bildtafeln. Innsbruck, Marianische Vereinsbuchhandlung, 1937.

Ein Buch, das zum Wandern und besinnlichen Verweilen in der altherwürdigen Bischofsstadt Brixen einladet, besonders aber auch dem reizvollen Kranz der dörflichen Siedlungen in der Umgebung gerecht wird. Als ein mit jeder Örtlichkeit vertrauter Führer, geleitet R. v. Klebelsberg voll lebendiger Anschaulichkeit zu den erdgeschichtlich bedeutsamen Gesteinsvorkommen im Brixner Kessel, sowie Dr. I. Mader in die Häuser und Gassen der noch (!) wohlhaltenen Stadt, Dr. J. Weingartner auf die Burgen und Edelsitze und Prof. A. Mair in die Landschaft, wie sie die deutschen Bauern so anheimelnd gestalteten, während H. Mang ihre gläubige Grundhaltung im Jahreslauf umreißt. Der Aufriß der Entwicklung der Siedlungen seit der Vorgeschichte von Ad. Egger und die eindrucksvolle Übersicht über Geschichte, Kunstdenkmäler und geistige Leistungen an dieser Pflanzstätte künstlerischen und geistigen Schaffens tut kund, in welchem Umfang von je Südtiroler zur großen deutschen Kulturgeschichte rühmlichst beigetragen haben.

A. Haberlandt.

Max Stock: Zillertaler Bauerngeschichten. 184 S. Innsbruck, Tyrolia, 1937.

Diese Schilderungen aus dem Bauernleben, Sagen vom Entstehen der Siedlungen und dem Leben und Treiben ihrer Bewohner sind nicht in lehrhaftem Erzählerton gehalten, sondern in bewegter Dramatik gestaltet. Wer einen Begriff davon bekommen will, wie sich Volksbrauch der Hochzeit, des Faschings, Lust und Leid der Zillertaler einem der Ihren selber, der es von Jugend auf mitmachte, darstellt, greife zu dem Büchlein, auch der Volksforscher, des trockenen Tones satt, tut gern einen besinnlichen Blick darein und findet in dem markigen Stil der Sprache eher einen Abglanz des wirklichen Seins dieser Bauern, als in so mancher anderen „Quelle“.

A. Haberlandt.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Kulturgeographische Aufgaben der Volksforschung im Pannonischen Raum.

Von Arthur Haberlandt, Wien.

Hugo Hassinger, wenn auch post festum — er feierte vor Jahresfrist seinen 60. Geburtstag — zu freundlicher Erinnerung.

Durchmißt man die Landschaften Ungarns quer durch seine Tiefebene bis zum östlichen Karpathenbogen in einem Zug, so hat man, vom deutschen Volksraum kommend, nirgendwo den Eindruck, einen wesentlich andersartigen Kulturboden zu betreten. Der ganze Westen bis zur Donau ist erfüllt von Gewinnflurdörfern nach deutscher Art, soweit nicht neuere Kommissierung dem ein Ende machte. Erst jenseits der Donau im großen Alföld gibt die Bewirtschaftung großräumiger Pußten — übrigens den Rittergütern in Nordostdeutschland vergleichbar — und die Auflockerung der bäuerlichen Siedlung in verstreut liegenden, ab und zu auch zeitlig angeordneten Gehöften, den „Tanyen“, der Kulturlandschaft ein eigenartigeres Gepräge, das sich östlich der Theiß und in Siebenbürgen wieder verliert, da dort auch die andersvölkischen Siedlungen der deutschen Dorfplanung weitgehend angeglichen sind. Die ehemalige Staatsgrenze gegen das rumänische Altreich setzte dieser Entwicklung allerdings seit alters ein Ziel. Diesen Querschnitt zum wissenschaftlichen Relief im Sinne der vergleichenden Volkskunde auszugestalten, birgt noch eine Fülle von Arbeitsaufgaben in sich. Diese erstrecken sich auf die Volksgeschichte ebenso wie auf das gesamte Kulturleben von der Siedelarbeit angefangen bis zur Blüte des Hauswesens und der Volkskunst, auf die arteigene Sitte und den Volksbrauch ebenso wie auf weltanschauliches Gut und Ausdrucksgestaltung¹⁾. Im besonderen hat die Verklammerung der

¹⁾ H. Aubin, Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung. (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung I.) Leipzig 1937. — A. Haberlandt, Die Einwirkung der deutschen Volkskultur auf die östlichen Völker. (Saga och sed. Gustav Adolfs Akademiens Arsbok.) Uppsala 1936. S. 3 ff. — Br. Schier, Die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slaven in volkskundlicher Sicht. (Deutsches Archiv für Volksforschung II.) Leipzig 1937. S. 1 ff.

Haus- und Wohnkultur im deutsch-slawischen Grenzraum, wie auch die Entwicklung des Trachtenwesens im Sudeten- und Karpathenraum bereits eine gründliche Aufhellung erfahren. Im ungarischen Raum gilt es die deutschen und magyarischen Blickrichtungen der Betrachtung des Volkstums und der „Nation“ zur Erkenntnis der Volkspersönlichkeit zu vereinigen, aber auch die deutsch-magyarische Kulturverklammerung auf Grund einer kritischen kulturgeographischen Überschau herauszuarbeiten, was im Hinblick auf den Festbrauch im Arbeitsleben bereits an anderer Stelle unternommen wurde²⁾. Die nachstehenden Überlegungen sollen vor allem auf geeignete Ansatzpunkte hinweisen, die Untersuchung von Siedlungs- und Hauswesen und der damit verbundenen Handwerkskultur im pannonischen Raum über die bisher örtlich unzusammenhängenden Erhebungen hinaus fortzuführen und nach Tunlichkeit zu einem Gesamtbild auszuweiten.

Was uns in der Gegenwarterscheinung der Siedlungen im ungarischen Raum unmittelbar vor Augen steht, gibt sich in den meisten Fällen als eine Planform von so regelmäßiger Ausprägung zu erkennen, daß sie sich auf ganz bestimmte Normen zurückführen läßt, die im 18. Jahrhundert für die Neubesiedlung der von den Türken zurückgewonnenen Gebiete von der Wiener Hofkanzlei ausgearbeitet wurden. Wohl passen sich die gebräuchlichen Breitstraßendörfer dem großräumigen Charakter der ungarischen Ebenen sozusagen anthropogeographisch an, maßgeblich waren für sie aber im wortwörtlichen Sinne die Bestimmungen der Ansiedlungsnormale für die Batschka (1765) und das Banat (1772), denen zufolge die Ingenieure die Hauptstraßen für die neu anzulegenden Siedlungen 18—20 Klafter, die Zwerchgassen 6—8 Klafter breit abzustecken hatten. Das Volk spricht aber auch im „Seewinkel“ östlich des Neusiedlersees im Burgenland von „Ingenieur“-Dörfern und eben dieselben Breitstraßendörfer, die mit ihren Zwerchgassen vielfach zu Doppelstraßendörfern ausgebaut wurden, sind im niederösterreichischen Marchgebiet, ferner an der unteren Thaya und über den

²⁾ Br. Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Band XXI. Reichenberg 1932. — Jos. Hanika, Sudetendeutsche Volkstrachten. (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde XXII/I.) Reichenberg 1937. — A. Karasek-Langer, Die deutsche Volkskundeforschung im heutigen Ungarn. (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung I, S. 287—308, 959—989.) — A. Haberlandt, Gegenwartsaufgaben und Probleme der deutsch-ungarischen Volksforschung. (Neue Heimatblätter II.) Budapest 1937. S. 1—7, 177—195.

deutschen Siedlungsraum im südlichen Mähren hinaus auch im angrenzenden Flachland der Slowakei anzutreffen³⁾. Wir haben es mit einer Planungsschicht zu tun, die die Anlageform älterer volksdeutscher Siedlung teils überlagert, teils ersetzt hat und von der staatlichen Zentralgewalt in einem zivilisatorischen Verfahren in weitere Siedelräume eingebürgert wurde. Das gilt auch für die Straßenführung in derlei Dörfern. Das 1787 herausgegebene Hauptnormale für die deutschen Ansiedlungen in Galizien schrieb für die Fahrbahn der „Landstraße“, die das Dorf durchzieht, eine verhältnismäßige Breite von 4—5 Klafter vor, beiderseits sollte ein ordentlicher Graben unterhalten und der Raum zwischen den Häusern und der Landstraße mit Linden und Felberbäumen bepflanzt werden. Auch darin läßt sich unschwer ein Dorfbild erkennen, das da und dort in deutschen Siedlungen schon Bestand gehabt haben mag, damals aber in beträchtlich erweitertem Umkreis zur Geltung gebracht wurde. Auch auf die Grundrißbildung der Gehöfte und Verbauung der Hofstellen wirkten derlei Bestimmungen sich aus.

Als die Herrschaft Hof an der March den Ort Stopfenreith im Marchfeld im Jahr 1658 neu aufrichtete, wurden die Hofstellen 12 Klafter breit und 40 Klafter lang für Haus, Stadel, Hofmark und Garten zugemessen. Der Baugrund für Hofstatthäuser war nur 9 Klafter breit. Dieselben Abmessungen kehren etwa in Rättsch in Siebenbürgen wieder, wo die Hofstellen 32 Schritte breit und viermal so lang sind, den obigen Klaftergrößen also durchaus entsprechen⁴⁾.

Auch in der „Impopulations-Hauptinstruktion“ für das Banat vom Jahre 1772 wird im 15. Punkt bestimmt, daß die Hausgründe 12—15 Klafter breit und 75—100 Klafter lang sein sollten; der Einfluß auf die Bauplanung geht aber noch weiter, denn es durften „die Gebäude aber alle nur auf einer Seite des Hausgrundes mit der einen Gübelwand auswärts gegen die Straße solchergestalten gebauet seyn, daß zwischen den Gebäuden zweier Nachbar ein zwi-

³⁾ K. v. Czoernig: Ethnographie der Österreichischen Monarchie. Wien 1857. Bd. III, Beilagen, S. 31. Hauptnormale über das Ansiedlungswesen, § 43. — L. Niederle, Moravske Slovensko. (Narodopis lidu Československeho. D. I. Bd. I.) S. 41 ff. mit Abb. und Plänen. Prag 1918.

⁴⁾ Jos. Kraut, Aus der Vergangenheit des Bauernstandes im Marchfelde, Niederösterreich. (Schlern-Schriften, H. 9, S. 80 ff.) — M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen. (Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer, Bd. I.) Leipzig 1899. S. 183, Anm. 145 b, nach J. Wolff, Unser Haus und Hof. Vgl. Heyne a. a. O., S. 159, Anm. 6, Baseler Dienstmannenrecht 15, I, „die hovestete zinsent dem bischof ... die ganze hovestat, die vierzich vüeze wit ist, vier pfennige, die halbe zwene ...“

schen Raum wenigstens von 9 Klafter frei bleibe“ und 16 heißt es: „Die Ställe, Schupfen, oder Scheuern sollen den Bauern nicht anderst zu bauwn erlaubt seyn, als hinter ihrem Wohnhaus in gerader Linie gegen den Garten zu, keineswegs aber Qwer des Hofes, damit bei Feuersbrünsten die Flamen nicht soweit durch derlei Zwerg- oder Mittelgebäude sich von einem Haus zu dem anderen verbreiten können“ (bei Cz o e r n i g, a. a. O., Beilage, S. 4).

Damit wurde erstlich eine S c h m a l h o f f o r m festgelegt, die die Hausbreite von rund 6 Metern nicht überschreiten durfte. Des weiteren muß es als ein Ergebnis der staatlichen Vorschrift angesehen werden, daß jegliche Hakenhofbildung und der Zwerchbau in vielen — auch magyarischen — Siedlungsräumen des alten Westungarns nur in ganz beschränktem Ausmaß erscheint und durch Anordnung der Stadel in Fortsetzung des Streckbaues oder auch weit im Hintergrund des Gehöftes an besonderen Hintergassen abgelöst wird. Für die „Streckhöfe“ sei auf die außerordentlich eingehende Bestandaufnahme der Gehöftbildungen in den Dörfern am Plattenseegestade verwiesen, die Joh. J a n k o dort vorgenommen hat. Er glaubte seinerzeit, diese Art Gehöftbildung als magyarisch bezeichnen zu sollen⁵⁾. Demgegenüber wird in manchen Landschaften Ungarns westlich der Donau es geradezu als ein Kennzeichen deutscher Dorfanlagen angesehen, daß diese mit geschlossenen Scheunenreihen an den Außenflanken umfriedet sind⁶⁾. Es bleibt dabei zu untersuchen, inwieweit in Westungarn eine ältere Anlageform — etwa aus der Zeit kaum noch überstandener Türkengefahr — vorliegt und wie sich diese volkstümliche Überlieferung mit der „aufgeklärten Richtung“ des späteren Planungsverfahrens überschneidet. In auffälligem Gegensatz zum Innenausbau dieser Dörfer durch Schmalteilung steht das Herkommen, das bei der Erbteilung von Hofstellen im Burgenland südlich des Zöbernbaches und wohl auch in anderen Bereichen des alten Westungarn geübt wird. Die Hofmark wird hier der Quere nach geteilt; es liegen demgemäß auf dem ursprünglichen Hofgrund in der Regel je zwei-, drei- und vierseitig umbaute Gehöfte zusamt einem Baumgarten hintereinander oder man hält von Nachbar zu Nachbar an einer regelmäßigen Staf-

⁵⁾ Joh. J a n k o, Ethnographie der Anwohner des Balatongestades. (Resultate der wissenschaftlichen Erforschung des Balatonsees III/2.) Wien 1906. S. 214 ff., 221 ff., 245 ff.

⁶⁾ O. Albrecht Isbert, Das südwestliche ungarischen Mittelgebirge. (Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung I.) Berlin 1931. S. 170. Vgl. die grundsätzlichen Ausführungen S. 152 ff.

felung im umgebenden Gartenland fest. Wir können diese im Grenzgebiet der Steiermark fast bis zum Vierkantbau fortentwickelte Mehrseithofbildung nach fränkisch-mitteldeutscher Art in geschlossenen, wie lockeren Siedlungen über das windische Gebiet bis in den Bereich südlich der Zala, das magyarische Gőcsej, verfolgen⁷⁾. Doch fehlen uns die geschichtlichen Grundlagen für die kulturgeographische Umgrenzung dieser Erbteilungen und Hofanlagen. Gewiß stehen Mehrseithofbildung und waldhufenartige Erstreckung der Hofgründe beim neueren Ausbau mancher Siedlungen im Einzugsbereich der Lafnitz und im Oberlauf des Stegersbaches in innerem Zusammenhang. Die Zeilenbildung bei der Anlage von Berghäusern ist aber auf den Höhenrücken des südlichen Burgenlandes zum Teil auch nach dem Vorbild der Weingartreihensiedlung vor sich gegangen, die durch Orts- und Flurnamen wie Weingartberg, „Probstweingärten“ (in Kemeten) da und dort noch gekennzeichnet blieb⁸⁾.

Die Staffelung und Einordnung der Teilgehöfte ins Gartenland der Hofgründe ist vielleicht aus einem Zueinanderrücken der ursprünglichen Siedlungszeilen und jener Weingarthäuser zu erklären, die im ganzen untersteirischen Weinland bei Deutschen und Slowenen ebenso wie bei den Magyaren Westungarns als zusätzliche Wohnung während der sommerlichen Arbeit beliebt und allgemein eingebürgert sind.

Ein besonderes Interesse erweckt dem Siedlungsforscher die Erstreckung der von Grund auf deutschen Waldhufenreihen auch auf magyarischem Volksboden, die im Kerkagebiet südlich der Zala festgestellt werden kann⁹⁾. Es werden diese Rodungssiedlungen, die mit der Bewahrung alter Holzbauformen und holzverarbeitender Waldgewerbe einhergehen, nach dem Süden und Südosten hin schließlich von einer Art losen Kettendorfbildung abgelöst, die sich auf dem Boden der alten Militärgrenze weithin in das Savegebiet verfolgen läßt¹⁰⁾. Dieses Ordnungssystem im Umkreis deutschen Kulturbodens gibt zu bedenken, ob nicht ein gleicher Vorgang

⁷⁾ A Magyaraság Neprajza: S. B a t k y über das Hauswesen. Budapest o. J. S. 142 f., Abb. 428—431.

⁸⁾ M. Sidaritsch, Geographie des bäuerlichen Siedlungswesens im ehemahigen Herzogtum Steiermark. Geogr. Inst. d. Univ. Graz, 1925, mit Karte.

⁹⁾ Vgl. die demnächst erscheinenden Kartenblätter des Burgenland-Atlas.

¹⁰⁾ Vgl. Gyula Prinz, Die Siedlungsformen Ungarns. (Ungarische Jahrbücher IV.) Berlin 1924. S. 300 ff., mit Fig. 12—15 und Siedlungskarte.

auch noch in den Waldbergen Siebenbürgens, im Einzugsgebiet der Marosch und Bistritz, wie auch im Verlauf des Törzflußtales im Burzenland erwiesen werden kann¹¹⁾. Typologisch gesehen, haben wir es mit der Ausstattung einer Bachzeilensiedlung mit Waldhufenstreifenflur zu tun, wobei auch die drei- oder vierseitige Umbauung der mit Höfe mit Wohnbau, Schupfen, Stall und abschließendem Torbau vorderseits ganz auffällig an die Ausbildung der oststeirischen Paarhöfe gemahnt, für die M. Sidaritsch (a. a. O.) diesen Flurtypus festgestellt hat. Der Ausbildung dieser Gehöfte nach deutsch-mittleuropäischer Art tritt auf der Höhe des Törzburgerpasses, an der ehemaligen Staatsgrenze Alt-Rumäniens, die südosteuropäische Stockhausbildung mit den Wirtschaftsräumen (Vorratskammer und Stall) im eingetieften Untergeschoß, Zweiraumwohnung mit Säulenvorhalle im Obergeschoß, in unverkennbar andersartiger Stilprägung gegenüber.

In welchem Bereich die letzten Endes auf die mittelalterliche deutsche Ostsiedlung zurückweisende Planung von Straßen-, Anger- und Marktplatzdörfern, bei denen im pannonischen Raum oftmals die Tatsache fortschreitender Umvolkung zu berücksichtigen bleibt, hier das Siedlungsbild im deutsch-völkischen Sinn bestimmen, geht aus der von G. Prinz erstmalig entworfenen Siedlungsformenkarte des alten Ungarn nur erst beiläufig hervor¹²⁾. Ist doch durch die Auswirkung dieses Reihungsverfahrens auch die altmagyarische Wirrhaufenanlage mit ringförmiger Umbauung des Siedlungskernes durch Viehhöfe zunehmend straßenmäßig aufgelockert und ausgerichtet worden¹³⁾.

Nicht minder gilt dies von der Entwicklung des Grundrisses und der Innenraumgestaltung des bäuerlichen Wohnbaues im alten ungarischen Raum. Wenn S. Batky und B. Gunda in der magyarischen Volkskunde von einem „pseudo-oberdeutschen“ Haus sprechen, weil dessen Räume — Stube, Vorhaus mit (Flur-)Küche und Hinterstube oder Kammer — nicht vom Flurraum aus mit Innentüren zugänglich sind, sondern jeder an der Traufseite des Hauses einen Eingang für sich bewahrten¹⁴⁾, so erhellt daraus wieder eine Aufgabe der vergleichenden Volksforschung,

¹¹⁾ Vgl. R. Vuia, Tara Hetegului. (Geogr. Institut d. Univ. Cluj.) Klausenburg 1926. Bes. S. 80 ff.

¹²⁾ Ungarische Jahrbücher IV. Berlin 1924 zu S. 350/51.

¹³⁾ Vgl. die von E. Fél der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien nach einem Vortrag im Sommersemester 1937 freundlichst zur Einsicht überlassenen Ortspläne nach älteren Kartenaufnahmen.

nämlich die Feststellung der Hauslandschaften, der völkischen und der Zeitabschnitte, innerhalb deren sich die Ausgestaltung alter Einraumbauten zu einem solchen mehrzelligen Gebäude vollzogen hat, das nunmehr als Mittelfurhaus mitteldeutscher Prägung den Normaltypus in der deutschen Südostsiedlung vorstellt. Ebenso wäre auch der Umkreis kulturgeographisch und völkisch noch näher zu umreißen, innerhalb dessen alte Rauchküchen im Vorhaus bestanden, die den Herd und einen angebauten Backofen mit einem Rauchschirm oder „Kogel“ aufweisen, wie dies für die Heizkörper in „Rauchstuben“ kennzeichnend ist. Auf dem Pinkaboden kommen derlei Rauchküchen sowohl in deutschen wie in kroatischen Siedlungen vor¹⁴⁾.

In der D a c h b i l d u n g können wir die Probleme kulturgeographischer Überschneidung und zeitlicher Überschichtung, die es zu lösen gilt, nur mit Schlagworten andeuten. Da ist das osteuropäische Dachgerüst, bei dem die Firstpfette auf zwei Gabelpfosten ruht („Sochadach“), vorläufig nur für den Plattenseebereich und für das Paloczengebiet belegt¹⁵⁾. Es fehlen genauere Untersuchungen über das „Scheren“-dach, bei dem diese Firstpfette von zwei Balkenjochen getragen wird, die auf dem geschlossenen deutschen Volksboden im Westen in der Schräge ihrer scherenförmigen Verbindung bereits der Dachneigung als Unterlagshölzer von Mittelpfetten angeglichen sind, während sie im Alföld in steilerer Neigung noch als selbständige „Zeltstützen“ innerhalb der die Dachhaut tragenden einfachen Rafenwerks erscheinen. In Siebenbürgen ist nach dem Vorbild der moselfränkisch-deutschen Siedler ein reines oder durch ein bloß aufgelegtes Firstholz ergänztes Sparrendach in einem Umfang eingebürgert, den wir noch nicht abzustecken vermögen. Damit Hand in Hand wäre die Verbreitung der Strohdeckung mit gebundenen Schauben und mit flach auseinandergebreiteten Scharen zu erheben, die sich im Westen in der Dreiländerecke zwischen Niederösterreich, dem Burgenland und der Steiermark angenähert derart begegnen, daß der altungarische Raum die Scharstrohdeckung gegenüber der Schaubstrohdeckung behauptet hat¹⁶⁾. In Siebenbürgen geht mit der Sparrendachbildung die Schaubstrohdeckung einher, wobei das Stroh bündelweise mit Haselwieden an die Dachlatten gebunden wird. Da H. P h l e p s hier aber auch ein Fortleben alter

¹⁴⁾ Vgl. Österr. Kunsttopographie 26, S. 22.

¹⁵⁾ A Magyaraság Neprajza I. Abb. 446 u. 447. S. S. 123 f.

¹⁶⁾ Nach einer Doktorsarbeit von F. Thiel an der Universität Wien, 1937.

ostgermanischer Stampfdachformen festgestellt hat, bei denen das Stroh in der Fläche ausgebreitet und als einheitliche Masse niedergepreßt wird, ist auch hier eine eindringendere hauskundliche Bestandaufnahme vonnöten¹⁷⁾.

An den Wohn- und Stallhäusern des Donauostens läßt sich ferner, angefangen vom Ostabfall des Manhartsberges in Niederösterreich und der Wachau sowie den Dörfern an der Poststraße bei Herzogenburg bis zu den Ostkarpathen hin, die Anbringung einer traufseitigen L ä n g s l a u b e als Gang mit Holzsäulen oder Bogenstellungen verfolgen¹⁸⁾. Was haben insbesondere die Maurer aus dem Umkreis von Landsee im Burgenland, die früher als Maurer und Bauhandwerker bis in die Gegend von Budapest Verdienst suchen gingen, dazu getan, daß hier vielfach die höherem Kunststil angeglichenen Architekturformen dieser Laubengänge volksläufig geworden sind? Und inwieweit setzen sie etwa eine altbodenständige Bauüberlieferung fort, die man letzten Endes als spätrömisch — unter ostgermanischer Vermittlung — oder als ostmittelländische anzusprechen hat?

Soviel aus den bisher zustandegebrachten Belegen ersichtlich, ist auch die Verbreitung von viereckigen S p e i c h e r b a u e n in Blockbau mit Untermauerung auf den Umkreis und das Vorgelände der deutschen Siedellandschaften Westungarns beschränkt. Aus der Gegend von Kustanzseg im magyarischen Gőcsej südlich der Zala beschrieb F. G ö n c s y seinerzeit stockhohe „Kastu“ genannte Speicher, die aus hochkantig gestellten behauenen Bohlen gezimmert waren. Das Untergeschoß erscheint manchmal übertüncht oder auch als Keller in Mauerwerk errichtet. Der obere Raum, der unter anderm als Werkzeugkammer dient, ist durch einen vorgelegten Laubengang über eine Freitreppe oder eine Leiter zugänglich, das Firstdach ist abgewalmt und mit Stroh oder mit Bretterschindeln eingedeckt. Dem Typus nach entspricht dieser Bau mehr den Speichern in der Steiermark und im niederösterreichischen Grenzgebiet als denen des Burgenlandes. Auch das holzverarbeitende Dorf-

¹⁷⁾ Das Stampfdach eine ursprünglich altgermanische Dachdeckungsart. (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 10). Bühl, Baden 1936. S. 129 ff. bes. Abb. 7 u. 8.

¹⁸⁾ A. H a b e r l a n d t: Volkskunde des Burgenlandes. (Österr. Kunsttopographie Bd. 26) Baden b. Wien 1935, S. 19 f.

¹⁹⁾ St. G y ö r f f y: Die volkstümliche Bauweise in Groß Kumanien. (Anzeiger der Ethnogr. Abt. d. Ungar. National-Museums VIII.) Budapest 1916. S. 39 ff. Das Bauernhaus in Österr.-Ungarn (Dresden 1896), Textband S. 109 ff.

gewerbe des Gőcsej, von dem sich Einrichtungsstücke, wie die geschnitzten Tellerreme für Küche, Stube und Vorhaus, hölzerne Schubleuchter und dergleichen herschreiben, ist sichtlich unter deutschem Einfluß entstanden²⁰⁾.

Für das Vorkommen von gleichartigen Speichern in andern Landschaften Westungarns besitzen wir sonst nur mittelbare Zeugnisse. So wird es für den Bereich der deutschen Dörfer im Umkreis von Budapest (Piliscsaba und Isaszeg östlich der Donau) und solche in der Nograder Gespanschaft (Piliny) durch Einordnung von Speichertürmchen in den festlich geschmückten Erntekranz wahrscheinlich gemacht, den die Schnitter beim festlichen Einzug nach der Ernte mittragen²¹⁾. Auch im großen Alföld dürften da und dort viereckige Speicherbauten nach deutschem Vorbild in Aufnahme gekommen sein. Ein von S. B á t k y veröffentlichter Bau dieser Art zeigt aber schon zwischen die Eckpfeiler Hürdengeflecht nach Art der südosteuropäischen Hambarbauten eingepaßt. Im übrigen sind für diesen Bereich zylindrische Lehmspeicher mit Kegeldach typisch²²⁾.

Die einzelnen Siedlungsbereiche der Deutschen in Ungarn haben sich auch nach besonderen Zügen der Gestaltung von Erntedankzeichen und Winzerkronen wie auch in der Begehung dieser Arbeitsfeste im Jahreslauf recht deutlich voneinander ab, wofür auf den bereits oben zitierten Aufsatz in den „Neuen Heimatblättern“ verwiesen sei. Eine Arbeitsaufgabe, die Archivare und Museumsleute in dem von jeher in Ungarn trefflich organisierten Netz der Komitatsmuseen wie auch in Siebenbürgen besonders angeht, ist die Herausarbeitung des älteren zünftigen Handwerksbetriebes deutscher Prägung wie auch der alten Holzgewerbe volkskünstlerischer Art, unter denen die landschaftliche Entfaltung der Kerbschnittkunst in den Berglandschaften westlich von Klausenburg zustande kam.

Auch der in seiner volkskünstlerischen Auszier bis in die romanische Zeit zurückweisende Holztorbau im weiten Umkreis Siebenbürgens kann nur in Verfolg der Entwicklung der deutschen Zimmermannskunst, die besonders in Hessen fast völlig übereinstimmende Torbauten geschaffen hat, und der zünftigen Wander-

²⁰⁾ Anzeiger d. ethnogr. Abt. d. Ungar. Nat.-Mus. IV. Budapest 1905. S. 210 ff. mit Abb.

²¹⁾ L. M a d a r a s s y „Ethnographia“ XLII, Budapest 1931. S. 161 ff. mit Abb. „Neue Heimatblätter“ I. Budapest 1937. S. 179 f.

²²⁾ S. B a t k y: Anzeiger d. ethnogr. Abt. d. Ungar. Nat.-Mus. II (1903 u. 1904.) S. 84 ff. mit Abb. — Ders.: A Magyar Neprajza I. Abb. 129 bei S. 60.

bewegungen und der Gesellen und Meister dieses Handwerks im deutschen Osten in seinem Werdegang erfaßt werden.

Die Bewahrung romanischer und gotischer Bildvorwürfe und Stilprägung in Malerei und Anreißverzierung von Stollentruhen mit Satteldach bei den Siebenbürger Sachsen läßt erwarten, daß man hiebei weit in die Geschichte altdeutscher Schreinerertechnik und Möbelmalerei vorzustoßen vermöchte, wenn die Archive zugehörige Schriftquellen wie etwa Kirchenrechnungen noch bewahren²³⁾. Dasselbe gilt von der Ofenhafnerei, die sowohl in Südungarn wie in Siebenbürgen nur in geringem zeitlichem Abstand vom deutschen Binnenraum her eingebürgert worden sein muß. So harren etwa im Museum zu Sombor in der Batschka gotische Ofenkacheln vom Typus des ausgehenden 15. Jahrhunderts ihrer Zuschreibung an bestimmte Werkstätten. Einfache Spitztöpfe wurden in Sombor selbst wie in Bacsmadaras und in Bodrog-Monostorszeg (Burg Bartan) geborgen. Aus Bacsmadaras, Juliskahaza und Monostorszeg stammen aber auch Topfkacheln und dreikantige Sims-kacheln mit gotischer Fialenkrönung, ebenso Topfkacheln von Becherform mit Vierpaßmündung, ferner aus Erdöd (Slawonien) unter anderen eine durchbrochen geschnittene Tafelkachel. Eine in Kloster-Bodrog gefundene Topfkachel enthielt 40 Silbertaler aus der Zeit von 1570—1596²⁴⁾. Man wird damals die altmodisch gewordenen Öfen wohl beseitigt haben. Daß sie auf süddeutsche Vorbilder zurückgehen, steht außer Zweifel. Wer aber waren ihre Meister? Insgesamt eröffnet sich der deutschen wie der vergleichenden Volkskunde im ungarischen Raum ein ertragreiches Feld der Betätigung, wenn sie die Wege der Kulturgeographie beschreitet und sich von den Verbreitungstatsachen leiten läßt, die in dieser für den gesamten Wissenschaftsbetrieb unserer Zeit so wichtig gewordenen Arbeitsrichtung verfolgbar werden.

²³⁾ Vgl. Victor Roth, Geschichte des deutschen Kunstgewerbes in Siebenbürgen. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 104. Heft.) Straßburg 1908. S. 177, bes. 180, 186—195.

²⁴⁾ S. Batky: Einsatz-Ofenkacheln im Museum zu Zombor. (Anzeiger d. ethnogr. Abt. d. Ungar. Nat.-Mus. III.) 1905. S. 192 ff. mit Abb.

Volkstümliches Überlieferungsgut in bäuerlichen Schauspielen in Krimml (Salzburg).

Von Arthur Haberlandt, Wien.

Eine erste Kundfahrt, die im Zeichen erstarkender Volksforschung in der Ostmark dank der vorsorglichen Förderung des Museums für Volkskunde durch Herrn Staatssekretär Dr. K. Mühlmann noch im Oktober dieses Jahres nach Krimml unternommen werden konnte, brachte das Museum unter anderm in den Besitz der Handschrift eines „Nikolausspiels“, die Rupert Wechselberger, bis über die Jahrhundertwende hinaus Spruchsprecher, Hochzeitsansager und Führer einer bäuerlichen Spielspar am Ort, nach dem Jahre 1894 für sich selbst anfertigt hat. Auf das Vorhandensein einer solchen Niederschrift hat schon im I. Jahrgang der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ 1895 (S. 43) Dr. W. Hein bei Veröffentlichung des Krimmler „Hexenspiels“ hingewiesen und vermerkt, daß er von ihr eine Abschrift angefertigt habe. Dr. Hein veröffentlichte bald hernach auch ein „Faustus-Spill“ aus der Prettau — leider in einem Blatt, in dem es der Volksforschung so gut wie unbekannt bleiben mußte („Das Wissen für Alle“, I. Jahrgang, Wien o. J., Nr. 36—40). Doch hat Alfred Frh. v. Berger bereits im I. Jahrg. der Zeitschr. f. österr. Volkskunde, S. 97 ff. „Das Puppenspiel vom Doktor Faust“ insgemein mit Inhaltsangabe des alpenländischen Spiels in so hochgestimmter Weise gewürdigt, daß damit weitere Kreise der Spielforschung zur Beachtung dessen aufgerufen erschienen. Wie dem auch sei, die volkskundliche Einstellung zu diesen Spielen im bäuerlichen Lebenskreis ist kaum noch eine eigenständige geworden, obwohl es sich der Mühe lohnen würde, ihren alpenländischen Bestand einmal kritisch zu sichten. Im folgenden sei ein Beitrag hiezu in einer ersten erläuternden Betrachtung des, soweit ersichtlich, bislang unveröffentlichten „Nikolausspiels“ geboten. Von ihm sind in Krimml zwei, wenn nicht mehr Handschriften überliefert, die nicht ganz die gleiche Fassung aufweisen sollen. Es wurde eben bis in die jüngste Zeit lebendig weitergegeben, hat aber dabei anscheinend nur eine nichtssagende katechetische Erweiterung erfahren. Immerhin tut das Spiel einen beachtlichen Gehalt volkstümlicher Überlieferung aus älteren Quellen

dar. Auf diesen sei hier zunächst hingewiesen. Vom Lebenskreis des Rupert Wechselberger, seiner Geistigkeit und der seines Nachfolgers und Sohnes Peter Lechner zusamt ihrer Spielergemeinschaft soll in weiteren Veröffentlichungen, die unter anderm auch den Text eines „Soldatenspiels“ bringen werden, noch etwas ausführlicher die Rede sein. Der Spieltext der nachstehend aus dem angeführten Grund nur auszugsweise dargeboten wird, ist in einem als Stammbuch ihm gewidmeten Büchlein in nettem Saffianeinband von Wechselberger sichtlich in zeitlichen Abständen eingetragen worden; es trägt eingangs den Vermerk: „Eigenthum des Rupert Wechselberger vulgo Möschtl Ruap in K r i m m l. Ein Geschenk von Freilein Margaret Wezl, Tochter des Professors Ernst Wezl von Obergymnasium in Berlin. Mein bester Spender und Unfergesslicher Freund u. Bergsteiger Colege. Höchste Tour Grossvinediger. Gott habe ihn Seelig Auf Widersehn im Jenseits“ und ist ihm mit einer Widmung zu Weihnachten 1894 und einem Verslein auf dem ersten Blatt „Zur frdl. Erinnerung an Margaret Wezel Berlin d. 29. Dez. 1894“ zugekommen.

Nikolausspiel

I. G e n d a r m

Heit hab ich was neus vernuhm
 hab gesehn Giltige Herrn kum
 Sie stehn draussn in der Fern
 Und wolln in dises Haus einkehrn
 Kehrt die Stuben fleissig aus
 Trägt die Räder gschwindt hinaus
 Klaubt die Spitzen fleissig zam
 Und lasst den Rotz nicht unter die
 Nasen gang
 Kinder öss gehts hintern Tisch
 Damit ich keins am Bode(n) er-
 wisch
 Sonst reis ich äuch die Zotten aus
 Und schmeiss euch bei der Thür
 hinaus
 Und Bäurin dir muss i a woss sogn
 Du musst gehn und gschwindt geh
 zwagn
 Voruma thust dirs besser zam
 Das wier uns bei dem Herschaft nit
 derfn Sham

Wen ihr gerichtet seid
 So loden wier sie herein
 Den werden Sie bald vorhanden sein
 Nun Öhlträger kom herein.

II. Ö h l t r ä g e r

Gutten Abend liebe Blottersleut
 Heit bin a wieder da
 S Jahr einmal ist nit zviel
 Geh kaufts mir ebas a
 I hu Öhl Salmen nach der Wall
 A Pulfer u. a Viterol
 Und heut bin i so sau wohlfaht
 Dass es Moanat i hus glei gstohl
 Dai Bauan feit i gar nix an
 Er hat die grösste Noth,
 Er schaut an Jeden Kreutzer an
 u. leit sich lieber todt
 Mit die Knechte fang i a nix an
 Das sog eink ohne Gschpass
 Heute beim morgen zahln wird
 der Geldbeutel a nit foast

Aber für die Dirndln
 hab i an exteran Geist
 Geh trinkts a Glasl voll
 das trinkt afn Abend
 u. in der Früh so werds
 recht hübsch u. toll
 Weiber kääts nur her zu mir
 Enk gib i s heut grad als
 u. wen ihr wissat was i hätt
 Nahmt ös mich um den Hals!
 Weibe kömts nur her zu mir
 Enk gib is heut grad umsonst
 Ös greift um drei Kalin und Sätz
 Das ist enk a koa Kunst
 Ös macht grad dicke Köpf u. schaut
 nu hamischr an . . . (mi als sunst?)
 Isch enk das a nit grecht
 so lauf ich enk davon
 I bin ganga an weiten Weg
 von Brandberg bis daher
 um tausend Gulden Wahr bei mir
 o Leute das ist schwer
 Das Joch das hat den Teufl gsehn
 Der Weg das war ein Graus
 Wind u. Schnee war auch daneben
 O Leute das ist aus
 Was hör i den do draussen für an
 Jaad
 i glaub es müssen Gspenster sein
 und sein thuats, war mein Noad
 (erg . . . Gendarm tritt herein!)

3. Gendarm

Du verfluchter Ohlträger
 bist schon mehr da
 Mit Dein verfluchten Warr

Ohltrager:

Bin weiter no nie da gewesen
 Müssen wir den Pass durchlesen

Gendarm:

Koa Stempel, koa Unterschrift
 schau dass aus dem Hause kimst
 sist schlog i dir glei gor
 Ist schon recht du verfluchter Lum-
 pisknecht.

B a j a t z. III

Pfui Teufl hat der Lapp an Gschra
 Da bin i. Jesasdeixl da stinkt sein
 Dral (?)

Da hat wohl einer eben Öhlwerk
 feil

Von den Gstank thut mir nit fiel
 gfalla

Stinken thuts wie angebrannter Zil-
 lertaller

I glab es thut mi anit betrügñ

Weil sie Alle hamt müssen an Preis
 ziehn

Ober jetzt ist guter Fried u. thut
 uns wohl,

Den die Ohltrager homt den Leit,
 Oft ebas gstohlñ

Die Gsunden hant sie krank gemacht
 und die Kranken todt.

Ja da dat eba wohl es loben noth.

Haha Juhui, bin a lustiger Bustra-
 bui.

Han Flöh an Gwandt u. Leis genui
 Ja beissn thuts umadam

I muss schaua dass i aussu kum.

(Ende.)

Das Auftreten des Ölträgers in der winterlichen Spinn-
 stube erscheint nicht ohne volkstümliche Bedeutsamkeit. Er ent-
 spricht der Person des Salbenkrämers in mittelalterlichen weltlichen
 Szenen und geistlichen Spielen. Wie dieser preist er seine Ware
 den Frauen an, dies aber in einer erheblich urwüchsigeren Art, wo-
 bei auch die Verheißung von Gesundheit und Jugendkraft, die der
 Brantwein aus der Enzianwurzel, dem alten Heilkraut der Äpler,

in volkstümlich schalkhafter Weise nur angedeutet bleibt, wogegen die alten Texte hierin manche derbe Ausartung zeigen.

In dieser Hinsicht steht diese Szene alter arischer Überlieferung näher. Eine schlagende Entsprechung ergibt sich mit einem Kräuterlied im 10. Mandala des altindischen Ritualbuchs des Rigveda. Wie seine Herausgeber es erläutern, „treibt der Doktor sein Handwerk in der Szene, in der man es sich gesungen zu denken hat, nicht ohne Humor“. Der Arzt ist eben ein Kräutermann, welcher in dem Holzkästchen, das er mit sich führt, eine Anzahl duftender Kräuter bereit hat, die er nun als uralte entsprossen den „Mütterlein“ anpreist ob ihrer hundert Kräfte, die Gesundheit und Heilung wirken sollen. So wie in den Alpen der „Enzeler“, ist es dort in Indien das Somakraut — aus dem der Rauschtrank gewonnen wird —, das er rühmt. L. v. Schroeder denkt an eine besondere Kultzeit, in der der Kräutermann erschien, so wie der Ölträger auch nur „einmal im Jahr“ mit dem frisch abgezogenen Geist sich einstellte¹⁾. Die Klage über den weiten Weg in Wind und Graus über ein Joch, das den Teufel gesehen hat — in einer von Rupert Wechselberger aufgezeichneten Sage erscheint er Wandernern auf der Platten ober Krimml —, gemahnt an den entsprechenden Hinweis beim Auftreten von Personen aus einer anderen Welt, wie etwa dem des Brechelbrautritters in Kärnten aus dem Polenland. In einem zu Breitenbach nächst Kundl im Unterinntal vorgefundenen Nikolaus-Spiel läßt sich ein „Branntweinträger“ über die vom Branntweingenuß ausgelassen gewordenen Flachsbrechlerinnen mit derben Anspielungen aus. Er erscheint dann auch als zweiter Spieler neben einem Ölträger²⁾.

In breiter Ausführlichkeit läuft nun das Streitgespräch zwischen den Begleitern des Nikolaus und den teuflischen Gestalten ab. Die letzteren sind zu der Dreiheit des Klaubauf, des Teufels und des Höllenfürsten Luzifer zusammengefaßt, wobei die althergebrachte Rundzahl Gestalten vereinigt, die im Brauch nicht einheitlich verwurzelt sind; der „kinderverschleppende Klaubauf“ läßt sich aber wohl in die Überlieferung der „Schicksalsgestalten“ einordnen und noch bemerkenswerter erscheint in dieser Hinsicht der

¹⁾ Vgl. Rob. Stumpf: Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas, S. 245 ff., bes. 248, Anm. 56. Berlin 1936.

²⁾ Eine textliche Beziehung zu unserer Hs. ist bei dem volkstümlichen Herbstbrauch noch stärker heranziehenden Br. Spiel nicht gegeben. Der mythische „Rössreiter“ hat dabei als Vorläufer für den Bischof Nikolaus herzuhalten! Vgl. Eugen Schnell: Sanct Nicolaus. Brünn 1883, 4. Heft, S. 12 ff.

halb schwarz, halb weiß auftretende „Höllengesandte“ als Vierter³⁾, der sich damit als eine handelnde Gestalt an der Zeitenwende im Mittwinter ebenso wie als eine der Weltenwende am Gerichtstag zu erkennen gibt. Als solcher mit dem formelhaften Wesen der Ladung, Anklage, Streitrede und Fällung des Urteils durch den Fürsten der Welt an oberster Stelle ist denn auch das Spiel weiterhin aufgebaut. Freilich waltet zu einem gut Teil schon der Stil der Sittenpredigt in den Reden der Teufel vor, indes ist das Auftreten hochgestellter Persönlichkeiten sowie die Art ihrer Einführung bemerkenswert und die etwas ausführlichere Wiedergabe des Textes in diesem Sinn wohl gerechtfertigt. Weggelassen wurden lediglich jene Teile, die so gut wie ausschließlich schulmeisterliche Katechese in Versform gebracht zu bekunden hatten.

Vorläufer 4.

Macht auf ihr Eltern mein
 Das ich euch will sagen
 Nikolaus hat sich entschlossen
 Die Kinder auszufragen
 Wie sie unterrichtet sein
 In Glaubenssachen und Christenlehr
 Wen sie recht gut unterrichtet sein
 Das freut uns allzusehr
 Nun First der Heiligkeit
 Bischof Nikolaus
 Kom herein in dieses Haus
 Und frag anstatt der Eltern
 hier die Kinder aus.

Heiliger V.

(Hier folgte wohl die Befragung)
 Die Kinder sein gut unterricht
 In den Glaubenssachen da fehlt es
 nicht
 Aber mit den Glauben allein
 Will Gott nicht zufrieden sein...
 (folgt die katechetische Erläuterung
 33 Verse und die Aufforderung:)
 Bedienter bring die Gaben,
 die wir haben gebracht
 Sie habens alle verdient
 sie habens gut gemacht.

Bedienter VI

Bischof las dir noch was sagen
 Thu zuvor die Eltern fragen
 Ob sie mit ihren Kinderlein
 Wohl recht zufrieden sein
 Damit wir die Sach nit übertreiben
 Wen man nur das halbe hört
 Hört man nur den halben Theil

Heiliger VII.

Hausväter u. Hausmütter wie seid
 Ihr
 Zufrieden mit eueren Kindern hier
 Wen ihr über Sie zu klagen habt
 Sagt es aufrichtig mir

Höllgsanter VIII

Ein guter Heint ihr Herresleit
 Das ihr heint hier zugegen seid
 Habt ihr Zeit so hört mich an
 Das ich auch ein Wort reden kann
 Als Königlicher Gsandter steh ich
 allhier
 Ich hab schon Sig Brief u. Schild
 bei mir

³⁾ K. v. Spieß: Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur. Berlin 1934. S. 138 ff.

Bedienter IX

Du hast schon Zeit
red nur fort
Sags frisch heraus
mach nit viel Wort.

Höllgsanter X

Mein König hat mir aufgetragen
Zu erforschen u. nachzufragen
Was anheit das Ding bedeut
Das ihr auf Erden zgegen seid
Es kommt mir vor recht wunderlich
Das ich euch heut auf (Erden) sich
Wo hat den im Himmel gfehlt
Das ihr seid kommen auf die Welt
Wir wollen wissen was ihr verbro-
chen habt
Das Gott euch aus den Himmel jagt
Nun frag ich O Nikolaus
Was hast du zuthun in diesen Haus!

Heiliger XI

Was ich in diesen Haus da thu
Das will ich Dir woll sagen
Wir sind anheint auf Erden kommen
Die Kinder auszufragen;
Weil wir von Allerhöchsten
zu dieser Arbeit bstölt
Sein wir vom Himmel ausgegang
und komen auf die Welt.
Und was du dá begehret hast
Das thust du wissen schon
Jetzt mach uns keine Irrung mehr
Und geh von uns davon

Höllgsanter XII

Je mein Herr von Dürenberg
Du (hast) ein grosse Gwalt
Gib nur ach auf deinen Schein
Das er dir nit entfällt
Weil ihr mich heisst weiter gehen
Bleib ich noch länger hier
Sagen jetzt gehn von uns davon
Woll eine schöne Hofmanier
Ihr steht da her so kerzenkrat
Das Ding that mir recht falln
Ir dauget nit ins Himmelreich
viel besser in an Stall

Ihr Angesicht ist zugericht
Als wie a Bro(s)chenring
Gebt nur acht auf Euren Bauch
Dass er euch nit zerspringt
Die Füss die sind hübsch sauber
weiss
Das Ding das gfällt mir wohl
Von Schuehen hangen d Fleck da-
von
Zum Tanzen wärn sie wohl
Hausvater ich ermahne dich
Gib acht auf diese Leut
Wer weiss was sie im Sinne habn
In diesem Hause heut,
Ich glaub sie sind gekom
Die Menscha z karassirn
Sperr die Mädlein fleissig ein
Sie könnten sie sonst verführn

Bedienter XIII

Halt still Halt still red nicht viel
Merk auf mein guter Freund
Spotten kanst du dir genug
Ich hätt es nicht gemeint
Ich glaub du hast ein Jahr gstudiert
Das dir ist gfallen ein
Sieh einmal an dein Gstalt
Und lass uns wie wir sein
Ein königlicher Gsandter hier
Ist wohl ein schone Gstalt
Kamerad jetzt schau du ihn an
Ob er die wohl gfalt

Vorläufer XIII

Ein Teufel wohl von schlechter Farb
Halbes schwarz und halbes weiss
In die Hölle bist du dechter schad
Zuviel ins Paradeis
Du solst ein Gsandter sein
Das fiel mir gar nit ein
Ein Mensch bist nôt ein Teil nôt
Ein Engel wirst ja a nôt sein
Ich glaub du bist ein Wunderthier
Wohl aus der neuen Welt
Stolt ihn auf ein Theater hin
So bekommt ihr brav Geld

Höllgsandter XV

Es braucht nicht viel reden hier
 I hab schon noch an Gspan bei mir
 Nikolaus wen du ihn wilst sehn
 Der wird euch Red u. Antwort gebn

Heiliger XVI

Wen er mit Grund was reden kan
 So thut man ihms nit wöhren
 Geh nur hin lass ihn herein
 Wir wollen ihn anhören

Höllgsanter XVII

Kum herein mein Kamerad
 Bei Nikolaus war gar kein Gnad
 Ich will jetzt streiten nicht allein
 Weil ich imer muss der Lugner sein

Teufel XVIII

Wer ist herin in diesen Haus
 Der mich begehrt von der Höll her-
 aus
 Mit grossen Gwalt tritt ich herein
 Erlösset von der Höllen Bein
 Was gebt ihr mir heint zu schaffen
 Das ich muss die Höll verlassen
 Ich will euch reden ohne Scheu
 Sagt nur was Euer Begehren sei

Höllgsandter XIX

Kammerad du bist wohl gar ver-
 messen
 Auf die Knie zu fall hast auch ver-
 gessen
 Das ist der grosse Ezelenz
 Dem muss du machen tiefe Reve-
 renz
 Dieser will uns überstreiten
 Ueberweisen auf allen Seiten
 Er ist der grösste Narr in diesen
 Haus

Bedienter XX

Du verfluchter Lumpisgsöll
 Back dich in die tiefe Höll
 In der Kraft unsers Herrn Jesu
 Christ
 Geh hin wo du herkommen bist

Teifl 21

Unerschrocken von allen Leuten
 Ganz allein will ich jetzt streiten
 Eure Macht von Himmelsthron
 Mir kein Furcht einjagen kan.
 Warum seid ihr in ein Land ge-
 komm

Wo Sünd und Laster überhand ge-
 nom

Wo man der Bosheit die Kron auf-
 setzt

die Tugend keinen Heller schätzt
 Bei allen Leiten und in Allen Stän-
 dern

an Allen Orten u. allen Ländern
 hört man nicht als Hass u. Neid
 O Spott u. Schand der Christenheit
 Der Vatter hasset seinen Sohn
 Der Herr verfolgt den Unterthan

Anstadt Frieden u. Einigkeit
 hört man nicht als Zank u. Streit
 schaut man nur ein kleinen Blück
 auf die Alte Weld zurück

so wierd man sehen und erfahren
 wie es gewesen vor vilen Jahren
 aber jetzt bei der verkehrten Zeit
 ist es gekommen schon soweit

Das man seine Seele ganz vergist
 Und nicht mehr weis was Sünde ist
 wen wier Alle Teifl aus der Höll

Jetzt anfangen zu erzählen
 Alle Sünden gross u. Klein
 wier würden alle nicht im Stande
 sein

Und wen ich geröd hab zufil
 Ich enk schon Abitten wil
 Was ich Euch gsagt habt mörket
 auf

Und gebt mir eine Antwort drauf.

Bedienter 21 (sic!)

Böser mit deinen Rödn
 Kanst du dich auf den Oin lögen
 zu was wier sind weist du schon
 Deine Rödn gehn uns nicht an
 Röd du nur fort du Höllensgeist
 Was du über die kleinen Kinder
 weist

Teifl 22

Mit den Kindern hab ich nicht zu schaffen
 Die muss man den Klaubauf überlassen
 Went Dös in ladn wolt herein
 so wiert er bald vorhanden sein

Klaubauf 23

Klaubau bin ich genant
 Mein brauch ist schon bekant
 Alle Kinder gross u. klein
 Dö klaubi auf u. packsi ein
 Mit disen bin ich noch nicht zufrieden
 Händ u. Füass las ich zusammen
 Schmiden
 Das mir keins kan entrin
 Und Alle in Abgrund der Hölle bring
 Nikolaus jezt halt dein Wort
 back dich mit deiner Geselschaf fort
 Reise ab von deinen Haus
 Das ich mein Sach kan richten aus.

Heiliger 24

Wier werden nicht von Hause gehn
 Wier werden nicht abreisen
 Und wen dises haben wilt
 Must du uns besser weisen
 Was hast du vier Klagen heint
 Was haben die Kinder gethan
 Sonst must du mit Schand abziehn
 Und weichen von uns dafon.

(Der „Klaubau“ beklagt sich in 25 über die Unarten der Kinder vom Bettaufstehen weg „zum Esn kommen sie in schlechter Gestalt, das z wagn ist in vil zu bald“, sie würfen den Spaziergängern auf der Straße Steine nach und was der katechetischen Vorwürfe beim Kirchgang mehr sind....) (28 Verse)

„In diesem Hause sich ich heint a freid

Da sich ich mir genug solche Lumpersleit

Da kan ich den Teifl ein freide machn
 bald ich önk bring da wiert die ganze Hölle lachen
 (4 Verse)

(Es folgt nun die Sittenpredigt an die Mädeln wieder im Stil der Fastenpredigten; dann an die Alten Jungfern; dem Wesen nach handelt es sich also wohl um ein volkstümliches Rügegericht, wie es die „Bursch“ ursprünglich im Fashing übte.)

O Nikolaus dua mir erlaubnis gebn
 über die Jungfrau hiat ich a no was zrön

i mus die decht ameschtfagen
 sonst möcht ich sie bald in Haaren habn

O Jungfrauen last Euch sagn
 i hab klagn über Jung u. Alt
 aso mags der Klaubau nimmer Ausdahltn

es ist a spott fürs ganze Thall
 Mit der Jungfrauschaft stets wolta schmal

Als wia da Jungfraukranz
 Ist önk lieber a frische Tanz
 i habs scho oft erfahren

Da oft oani 3 u. 4 Buam duat habn
 Die Nacht stet dös auf sobalds an
 Buam heascht

beim Tag zur Abat seids koan Hella weascht

aba heint dua i önk nit mit mir nehm

i dua önk schon a andersmal bekem
 Jetzt kom i zu die Alte Jungfrau
 zu önk dua i mir kaum zuahi thraun
 Dös seid sinst wolta Unguat

Das kein Teifl keinen zuspruch hat
 O Jungfrau dös diatma wol dabarm

Dös dat gern Heiratn u. seid kam Warm

Das man bald verzweifln mecht
 Dös seid wol zu bethauern recht
 wen dös enk dat verstehn
 wiats seid gewesen Jung u. schön
 Da habt Dös die Buam grat ve-
 xiascht
 Und habts gl(ei) Hundascht gwis
 probiascht

Dös habt a aussehn ist a graus

. (12 Verse)

Jezt Alti Graubartigi was verlangst
 du

du dier für ein Ort in der Höll
 wen du ein haben wilt
 wil ich dier glei eins auserwöln
 wilt du den Verdamten das Maul
 aufspreitzn,
 oder den Altn Jungfraun schneitzn,
 oder Ewig sitzn in der Höllensgluat,
 das wär für die noch vil zu guat,
 aba jezt wil dier
 den spass austreibn,

i wil di braf um die Mauern reibn,
 Schweiß u. Bech gib ich dier ein,
 bei mir hast du das beste sein,
 Jezt Jungfraun all zugleich,
 hab noch a bitt an Euch
 Alt Jungi Gross u. klein
 mach ich kein untferschid
 Wants dös Jungfraun bleim wölt
 so bleibt dös nur auf den Schein
 Dös habt gewölt u. koan bekem
 Es kan nit anders sein.....

(5 Verse)

Jezt Jungfraun fall ich Euch zu
 Füassen

Alli Teufl in der Höll lassn Euch
 freundlich Grüssn

bald dös kömt an Todtbet
 kom ich mit meiner Scharr
 wegn einer gezwungener Jungfrau-
 schaft
 wägt mir kein Graues Haar.

Bedienter 27 (sic!)

Das ist nur ein lehrer bracht
 kein Grund ist nicht dabei

Der Schutzengel der auch kommen
 muss

zu hören wie es sei
 O beschütze diese Kinder hier
 ist das wol alles wahr
 las uns doch nicht zu Schanden
 werden
 mich u. die ganze Scharr

Schutzengl 28

Liebste Kinder wegen Euch
 kom ich Heit von Himmlreich
 Damit ich mich bereden kan
 was euch der Klaubauf hat zuleits
 gethan

wie kanst du es beweisen Heit
 das die Kinder so beschaffen seind
 was du gesagt ist weit dafon
 dein grosses Maul ist schuld daran
 (Es folgt (16 Verse) seine Für-
 sprache; der Teufl fährt mit dem
 Rügegericht gegen die Eltern fort:)

Teifl 29

Wohl ein schöner Grundbeweis
 was kohlschwarz sol sein macht ihr
 weiss

was sol schlecht sein heisst ihr gut
 heit verlang ich Christenblutt
 mit den Kindern mag ich mich nicht-
 mer streitn

ich went mich jezt zu grossen Leitn
 bei den Eltern fang ich an
 die sind die meiste schuld daran
 Die Männer sind kein Teifl werth
 nicht als spiln Saufn u. Brassn
 Weib u. Kind dahungern lassen,
 Euch Weiber muss i was erzältn
 ein böses Weib a halbe Höll
 Als wie der Weise Sierach spricht
 ist besser Schlang u. Drachengift
 aber lacht ihn aus den Armen Mann
 er hats gewusst u. doch gethan
 Aber muss schon aso sein
 Die Hosn wek u. an Kil drein
 u. wens in ein Haus aso zugeht
 so kan man wissen wie es mitn
 Kindern steht

ein böser Baum das weis man schon
kein gute Frucht nicht tragen kan
Es braucht kein lachn oder gspött
i glaub i hab nicht zufil gerödt
i mach kein Prozes daraus
Marsch hinaus aus diesen Haus.

Schutzengel 30

Wilst du uns von Hause Jagen
Verfluchter Höllensgeist
kein Schritt wollen wier uns
schrecken lassen

Das du weist... (11 Verse)
(Er allein habe von Gott die Macht
auch was die Kinder anbelangt
und schließt:)

u. wen ihr noch zu rödn habt
so sags nur frisch heraus
aber was mit Grund u. Wahrheit ist
oder schert Euch aus dem Haus

Vorleifer 31

Und wer weis war ihr für Teifl seid
wol gar von gemeinen Stand
wen ihr sonst kein verrichtung habt
das ist önk wol a Schand
went dös noch mit uns streitn wölt
so geht um Euren König auch
Der König muss das Urtheil sprechn
das ist ein Alter Brauch

Hölngsanter 32

Ja das ist a recht Rädensart
auf dos hab ich schon gewart
in aller Eil da wierd er kommen
mit freiden wil ich gehen drum
Euer Königliche Majestät
ich (tu) dich bitten schön
dos du duast einher gehn
es ist der Grosse Nikolaus
der wil uns Jagen aus den Haus
es lebet unser König
u. seid im Unterthenig

(Nun steigert sich das Spiel zum
Höhepunkt der Erscheinung Lu-
zifers, dem alsbald der Erzengel
Michael im Streitgespräch gegen-
übertritt.)

Schutzengl 33

ganz beherzt u. mit Verthrauen
mögt ihr den Luzifer anschauen
fürchtet Euch nicht vor seiner Gestalt
zu Schahden hat er keine Gwalt
liebste Kinder seit nur still
weil ich Euch beschützen will,

Luzifer 34

Verfluchte Leit was fangt ihr an
Das ich heit kom von Höllen Thron
mein Herz von Zorn aufbrennen dut
Ja meine Rach verlangt Christen-
blutt (8 Verse)

(So geht es weiter bis zur formel-
haften Wendung, mit der er seine
Person vorstellt.)

wen ihr wölt wissen wer i bin
i bin ein König auf dortn hin
ein König auf den högsten Thron
ihr seid Alle mein Unterthan
komts nur her reichts mit die Hand
u. macht euch all mit mir bekant
seht an mein Gestald mit lust u. Freid
die ihr mich einst anschaut in der
Ewigkeit

Michael 35.

O Grosser Fürst der Teifel Scharr
was ist das für ein Pracht
Ja ich Allein bin auch im Stand
zu stürzen deine Macht,
weist du nicht wie es gewesen ist
gedenk einmal zurück
Das ich dich überwunden hab
in einem Augenblück
Die Hoffart ist die Schuld daran
hat dich ins Elend bracht
von Himml bis du ausgeschlossen
von Heiligen aln veracht
ob du schon ein König bist
in der grausamen Gestalt
kein Menschen kanst du Schahden
nicht
du hast keinen Gwald

Luzifer 36.

Es braucht sonst keinen Gwald
es ist genug meine Teifls Gstald
den in der Hölle haben wier
kan uns kein Mensch anschauen hier
ihr wolt mich gern zu schanden
mahn

aber ich las mir kein Wort nicht
schaffen

was ich sag das muss auch sein
den ich bin Herrscher ganz allein
Gesanter aus der Höll kom her zu
mir

auf der Stöll kum herein in dieses
Haus

zeig mir den grossen Nikolaus

Hölngsanter 37

Ihr Königliche Majestet
ich wil diers sagen bald,
das ist der grosse Nikolaus
wol in der Lumpesgstalt
er sagt er sei von Himml kum
das sieht man in schon an
Er hat ja schon das Gwantl drum
es kriachn d Leis davon.
u. der Nasn hat er an Bünnen-
schwarm

Das Hönig rint heraus
Das Wax hat er in Augen dort
das ist ja schier a Graus
u. das sol sein Bedienter sein
geh schaugt in nur recht an
i glaub er hat die Wassersucht
es driafft schön stahd dafon
disen wen uns nôt betriagt
hu i schon öfter gseng
ist alezeit mit den Schinter gang
wan im ist a Ross Todt gleng
man darf sonst Rödn gar nit vil
sie habn an grosn Gwalt
sie habn mich aus dem Hause ge-
jagt

bis i hab bekum zu kalt

Michl 38

Verfluchter Fürst der Teufelsscharr
was ist das für ein gspöt

Das dös uns zu Schanden macht
da Glauben wier Ja nôt
sag nur an du Höllensgeist
du Feind der Fünsternis
sag an was du haben wilt
was dein begehren ist.

Luzifer 39

Mörkt auf ihr Jungen u. ihr Alten
ihr Völker in diesen Leben
jetzt wil ich reden von der Sünd
und Schant

Do geht jezt so stark in schwung
so wol bei Alte als wie bei Jung
bei der Hoffart wil ich fangen an
die mich hat bracht von Himmel-
thron

wegn der verfluchten Hoffarts Sünd
hab ich das Höllenfeier angezünd
es ist wol ein schönes Gwant
für den gemeinen Bauernstand
von Flek u. harben allerhant
wen mans schon theuer zahln muss
so hat man Geld in überflus.....

(Er schilt nun auf die „Neie Modi“
in Deutschland, ein seit dem 17. Jahr-
hundert öfters wiederkehrender Vor-
halt, auf Geiz und Weiberherrschaft,
Völlerei und Üppigkeit — in Bußpre-
digtmanier, — vermahnt zu Chris-
tenlehr und Beichte, die ohne Reue
unwirksam sei.)..... (48 Verse)

wen der Priester über Euch das
Kreitz duat machn
fang ich an hinter Euch zu lachn
ich zieh heraus ein grossn Strick
u. bint önk aufs Neie damit
Jezt wo ist hier ein einziger Mann
der mir etwas widersprechn kan
wers nôt wil glaubn der komt zu
mir
ich wil in Schwören meine Zeptr
hier.

(Der Höllengesandte stellt ihm im
40. bis 43. Auftritt (66 Verse) eine
Jungfrau und einen Jungherrn vor,
die mit — widerlichen — Vorhalten
von Luzifer abgekanzelt werden;

dieser läßt die Aufzählung der Höllenstrafen folgen und eine volkstümliche Formel zur Erläuterung der Ewigkeit:)

wen die Ganze Weld
mit lauter Hirsch⁴⁾ währ angeiht
u. aller Jahr ein Vöglein kam
u. ein Körnlein in Schnabl nam
u. alsdann wier verdamten wurden
erlöst von der Höllenpein

⁴⁾ Hirse.

so würden wier zufrieden sein

. (34 Verse)

(Seine Vermahnung nimmt im 44. Auftritt der Erzengel Michael auf und verheißt das Paradis mit volksliedhafter Wendung.)

die Blümlein blühen noch so schön
als wie bei Frühlingszeit
die Vöglein singen Tag und Nacht
mit grosser Lust und Freid

. (4 Verse)

Es mag sein, daß der Text schriftlich festgehalten und überlesen den Eindruck des lebendig dargestellten Spiels kaum vermittelt und seinem das Streitgespräch beibehaltenden Aufbau dramatisch keine besondere Entwicklung im Volk aufzeigt, ganz abgesehen davon, daß er eben geistlich und predigermäßig zugerichtet und weltanschaulich zur kirchlichen Katechese umgebogen erscheint. Aber der Volksforscher muß sich vor Augen halten, daß die Einführungs-sprüche nicht ohne Grund andeuten, wie bedeutsam denn doch die Maskenerscheinung der Gestalten an sich ist, und daß gerade dies „stumme Spiel“ als Erbe des Volkes zu gelten hat, das diesem mehr bedeutet — „sagt“ — als der Spruch. Ist doch auch beim Nikolausspiel, wie es in der Gegend von Mitterndorf im Salzkammergut überliefert wird, das volkstümliche Brauchtum der stummen nur ab und zu bedrohliche Laute ausstoßenden „Strohschabmänner“, die auf der Gasse ihr Rügegericht über die Jugend ergehen lassen, der eindrucksamste Teil der Vorgänge, dem übrigens hier gegenüber dem Stubenumgang des heiligen Nikolaus und seines Gefolges und der Luziferpredigt nach dessen Abgang volle Selbständigkeit geblieben ist. Die besagten Strohschableute hatten ursprünglich auch nicht erst zu Nikolausvorabend auf die als Rekruten untauglichen Burschen und auf frühreif lose Jugend, mit Züchtigung durch Schläge und Brunntaufe es scharf, sondern übten dies Treiben zusamt dem taktmäßigen Schnalzen mit langen Peitschen schon rund vier Wochen vorher, so daß hieraus wieder einmal erhellt, daß die volkstümliche jahreszeitliche Begehung von Gemeinschaftsrüge und Gericht der unter kirchlichem Einfluß gestalteten Gedenktagesfeier vorausgeht.

Ein weiterer Abschnitt bringt den „Greis“ und die „Alte Frau“, die als Jahresalte dem Tode verfallen, auf die Szene, dies wohl

in inhaltlicher Anlehnung an die älteren Totentanzspiele. Auftritt 71 leitet schließlich als letztes „Beispiel“ ein Streitgespräch zwischen Vater und Sohn ein, die aus der Hölle zitiert werden. Bedenkt man, wie solche Gegnerschaft an sich den gebräuchlichen Gleichnissen zumal der landläufigen christlichen Erzählung vom „Verlorenen Sohn“ nach Hergang und Weiterung widerspricht, so drängt sich der Gedanke auf, daß hier eine artfremde „Höllensbrand“-Sage für die christliche Moralisierung herangezogen wurde. Wenn der Wortstreit zum Schluß ausdrücklich Friedlosigkeit kundtut und auf eine Kampfhandlung hinausläuft, so kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß hier der alte germanische Stoff von dem tragischen Zweikampf Hildebrands und Hadubrands der Verteufelung verfallen ist, so wenig ansonsten vom alten Heldenlied hiebei anklingen mag. Wir lassen nun diesen Schlußteil folgen.

Vorleifer 45

Grosser Bischof hör mich an.
Vor der Thür draust steht ein Alter
Mann
ich thu dich höflich bitten u. fragen
Ob ich nicht herein darf laden
Kom herein du Alter Greis
Du hast zu kalt was ich schon weis

Greis 46

Ja freilich ist mir vil zu kalt
Achzig Jahre bin ich schon Alt
Ich muss leben in grosser Noth
Das liebste wäre mir der Todt

Luzifer 47

Alter Glatzkopf was machst du da
vor der Thür
Musst di alles ersehen und dagugn
u. hast den Todt schon auf den
Rugn.

Greis 48

Schau schau wia der Nahr schreit
Zum sterbn bin i ja wol bereit
O lieber Todt kom abisl behent
U. mach mei Leben a End

Todt 49

Ja mein Freund auf dein begehren
wil ich mich zu dier her kehren
Aus ist dein Lebenszeit
Heit must du in die Ewigkeit

Greis 50

Ja sterben wil i nit glei gar
verstest den gspass go koan du
Naar
i habs ja ni aso gemeint
geh wek von mir du Menschenseint.

Todt 51

Kein schritt wil ich von Dier wei-
chen
Dein Angesicht mus heint verblei-
chen
Ich habs selbst gehört ja schon
Das ein Alter Mensch noch ligen
kon

Greis 52

I hab mir dahoam a Weibl gnohma
U. das wird a bald a Kind bekuma
Und wan das Kind koan Vatta hat
War um mi a völlig schahd

Todt 53

Alter Narr sei nit so blind
 Ich frage nicht nach Weib und Kind
 Ich frag nur nach dier Alein
 U, wan ich kom so mus es sein

Greis 54

Zum sterben hab ich noch keine zeit
 i hab ja noch kein Richtigkeit
 was i aufgebn hu u. was i schuldig
 bin
 ja wan i iatz sturb war alles hin

Todt 55

Ein Richtigkeit wil ich dier schon
 machn
 Das Geld must du den Erben lassen
 Dein Leib ist für die Würmer be-
 stelt
 Die Seele mus in die andere Weld

Greis 56

Wen nicht mer nutzt so bit i schön
 las mich zufor erst Beichtn gehn
 Ich wil bekommen in aller Eill
 geh sötz die auf die Ofenbank der-
 weil

Todt 57

Kein Sakrament solst du Empfang
 Warum bist du zufor nie Beichtn
 gang
 es ist ein gemeiner brauch
 Wie man lebt so stierbt man auch

Greis 58

I hab ein Haus ganz ohne Schulden
 Pahrgeld auch vil Tausent Gulden
 Dises alles wil ich dier geben
 Wen du mich heint noch last leben

Todt 59

Ich frage nicht nach deinem Geld
 Du must heint noch von der Weld
 Ich wil koan spass nit machn
 Kanst du Weinen oder Lachen

Greis 60

Wen ich muss sterbn o Traurigkeit
 Wie wierds mir gehn in der Ewig-
 keit
 Ich fürcht mich von der tieffen Höll
 Verschone doch meiner Armen Seel

Todt 61

Ich hab dier Zeit gelassen in über-
 fluss
 Das du dich solst wenden zu der
 Buss
 Jezt ist es einmal vil zu spaht
 Zu hoffen hast du keine Gnad.

Greis 62

Jetzt wen es nun geht zum End
 Mach ich zufor ein Testament
 Der Erde schenk ich meinen Leib
 Dem Teifl meine Seel verschreib

Todt 63

Dises geht mich als nichts an
 Du bist schon selbst die Schuld
 daran
 Ich mach keinen prozes daraus
 Liebste Leit weichet aus...

Bedienter 64

O König von der Höchsten Macht
 u. Ehren
 Wie stets mit den Alten Mann
 Dier ist alles unverborgen
 Sag uns wie ist er gestorben

Bischof 65

Wie dieser Mensch gestorben ist
 Da haben wier keinen Grund
 Er kan sich noch bekehret haben
 In der leztten Stund
 Die Uhrtheile kan man nicht ergrün-
 den
 Die Gott beschlossen hat
 Es lebt ein Mensch oft tief in Sünden
 Erlangt zuletzt noch Gnad

Luzifer befiehlt Seele und Leib zusammenzuführen, der Greis klagt er sei zur Hölle vermaledeit. Luzifer bestätigt das Urteil und befiehlt den Teufeln mit der Seele durch die Lüfte zu fahren, der Schutzengel mahnt die Leute zur Buße, der Bischof befiehlt Luzifer, den Eltern ein „Beispiel“ vor die Augen zu stellen, „das sie sehn was sie zuerwarten haben In der Höll, wen sie ihre Kinder schlecht erziehn wöln.“

Luzifer 71

Hört nur ihr verdamten Leit
Die ohne Reu gestorben sind
Eure Bänder sind zerscheelt
Ihr seit auf freien Fuß gestellt
Gesanter auf der Stöll
geh hin in die tieffe Höll
Da wierst du treffen an
ein Vatter u. Verdamten Sohn
Diese führe von der Höll herauf
u. bring sie her in dieses Haus

Vater 72

Ach weh mit Armen Vatter hier
Kein Mensch kein jetzt helfen mir
ich muß da stehen in Spott und
Schand
U. bin in Ewigkeit verdamt.

Sohn 73

Verfluchter Vatter wegen dein
muß ich jetzt leiden große Pein
Ich las Dir nie kein Ruh u. Rast
Weil du mich so schlecht erzogen
hast

Vater 74

Ich hab dich erzogen mit großer
Müh
Ich hab für dich gesorgt spat u. früh
Ist das dein Dank Verfluchter Sohn
Das ich Dier sofill zu gut gethan

Sohn 75

Du hast gesorgt auf dieser Weld
Das ich bekom vil Gut u. Geld

was nützt mir das in der Ewigkeit
O Vatter sei vermaledeit

Vater 76

Ist das die Liebe ist das die Threu
Die der Sohn den Vatter Schuldig
sei
Ich hab dich geliebt gar Allezeit
bis ich bin kum in die Ewigkeit

Sohn 77

Gar vil nützer währ es mir
mein Vatter war ein Tigerthier
so wär ich nie kein Mensch genant
Und wär auch kein Höllenbrant

Vater 79 (?)

Sohn 79

Du hast mir das Leben frei gestellt
weil du mich nie hast straffen gwölt
Du hast mir alles durch die Finger
gsehn
wer wurde nicht den Ihrweg gehn.

Vater 80

O du Vermaledeiter Sohn
ist das nun mein verdienter Lohn
das ich sofill Tag u. Nacht
in Kreiz u. leiden hab zugebracht

Sohn 81

Den Lohn will ich dier geben schon
bei mir verlangst du kein Parton
du hast kein Fried u. auch kein
Freid
in der ganzen Ewigkeit

Vater 82

Verfluchte Stund da ich geboren
verfluchte Zeit da ich der Tauf ge-
schworen
verflucht bist du verfluchtes Kind
du bist Ursach meiner Sünd

Sohn 83

Dein Fleisch wil ich dier von Peinen
Reissen
u. wil damit die Draken speisen
Dein grauer Kopf mus heit verbrant
unds Messer durch den Leib gerant.

Vater 84

Blinde Eltern spigelt euch
die da zugegen sind
was ihr zugewarten habt
dort in der Ewigkeit
ich bin auch gewesen auf der Welt
hab sonst kein Sünd volbracht
nur die verfluchte Kinderzucht
hat mich hierher gebracht

Höllgsanter 85

Vatter mach dich auf derweil
Jetzt must du fort in aller Eil
geht nur Eillents geschwint
das in der Höll nicht vergebens brint

Luzifer 86

Wer ist da draußen vor der Thür
bist du ein Gespenst so kom herfür
wo bist du her wo wilst du hin
weist du nicht das ich der Gspenster
König bin

Weib 87

Was wil man mich für ein Gspenst
ansehn
so muß ich wol einner gehn
i hab mir lange nicht gethraut
i bin a alti Weiber Haut

Luzifer 88

Alti was ist dein begern
du kanst dich glei weiter schern
geh nur auf der Stell zurück
sonst zerhau ich dich zufil Tausend
Stück

Weib 89

Gu Gu wia dea Staar schreit
zum Sterben bin i schon bereit
i hab gebetet Tag u. Nacht
Das Gott mein Leben a Ende macht

Todt 90

Bist du jetzt hier du altes Weib
mach dich gefaßt jetzt ist es Zeit
ich mach den garaus heit mit dier
Du must auch jetzt Gschwint fort
mit mier

Weib 91

O mein Gott war i heint woß wo
kaum schau i eina bei der Thür
ist scho wida der Boadlkroma da
auf dich hab ich wol gar nicht ge-
dacht
i hab ja nur an gspaß gemacht

Todt 92

Auf dein spaß paß ich nicht auf
wie auch auf deinen Lebenslauf
hast List u. trug u. als probiert
Ja was dich jetzt zum Tode führt

Weib 93

Geh nur hin zu meinen Mann
Auf der Offen Bank wierst du in
treffen an
den konst du schüassn alle Tag
Das i mir oum an andern schaum
mag

Todt 94

Jäsis hast noch nicht genug du Alte
H...
hast hundert gehabt in einner
Schnur
Drum must jetzt fort mit Leib u.
Seel
Ich führe dich jezt in die Höll.

Weib 95

Merkurus ist mein Planet
alwo ein hohes Alter steht
zum zeichen hab ich den Stier
Das büachl hab ich schon bei mir

Todt 96

Planetn hin Planetn her
Die Weld siehst Du bald nimmer
mehr
Jetzt Teilf komt u. helfet mir
Gericht u. Höll hast vor der Thür.

Weib 97

Ich glaub diers gern mein lieber
Todt
ach ja dein Redn macht mich nicht
Roth
über länger oder kurz ist alles dein
Drum schaust du gar so Pfiffig drein.

Literatur der Volkskunde.

(Soweit nichts anders angegeben, erfolgen die Anzeigen durch die Schriftleitung.)

K. H. Baier: Die Volksgruppen in der Tschechoslowakei. Sprachenkarte von Böhmen, Mähren, Schlesien, der Slowakei und von Karpathenrußland. 1 : 2,000.000. Nürnberg, Friedrich Korn, 1938.

Die in Vielfarbindruck hergestellte Karte kennzeichnet den Lebensraum des Sudetendeutschtums unter Berücksichtigung auch des Eisenbahnnetzes. Als einzige der Neuerscheinungen weist sie die innere Gliederung der tschechischen Bevölkerung Mährens in Gautypen mit Einschluß der ursprünglich anders gearteten Wallachen auf. Beachtlich ist auch die das alte nun zerfallene Staatsgebiet umfassende Bevölkerungsstatistik nach dem Stande von 1930.

Friedrich Lange: Kleine Sprachenkarte von Mitteleuropa. 1 : 4,250.000. In vielfarbigem Steindruck. Berlin, Dietrich Reimer, 1938.

Eine Neuerscheinung, die Neuerungen älterer Karten mit Nutzen zusammenfaßt. Die Sprachfamilien sind in einheitlichen Farbtönen abgestimmt, in dem Begleittext wird auf Beachtung der Volksdichte und der Kulturbedeutung der einzelnen Bevölkerungsgruppen verwiesen. Minderheiten in Städten wurden nicht dargestellt, ein Mangel aller Sprachenkarten mit dem sich Berichterstatter, der seinerzeit anders vorging, nicht einverstanden erklärt. Der Wert der Darstellung liegt vor allem in der deutlichen Kenntlichmachung deutscher Volksgruppen in den Sprachinseln des Ostens und Südostens.

H. Banniza v. Bazan: Das deutsche Blut im deutschen Raum. Schriftenreihe der wissenschaftlichen Gesellschaft für Personenstands- und Sippenwesen. Bd. 2, 99 S. Berlin, A. Metzner, 1937.

Knappe und vielseitige Übersicht über Binnenwanderungen in der neueren Geschichte, die im Gefüge von Stadt und Land, in der bergmännischen Betriebsamkeit wie in Ausübung von Familienberufen im Werdegang der Volkskultur sich einstellten, der Exulantenbewegung in der Gegenreformation ist besonders gedacht. Auch das einschlägige Schrifttum auf diesem zukunftsreichen Arbeitsgebiet ist entsprechend vermerkt.

Josef Blau: Geschichte der deutschen Siedlungen im Chodenwald. 319 S. mit 20 Abb. auf Tafeln, 2 Karten. Pilsen 1937.

In nimmermüder Heimatarbeit gibt Bl. ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem Chodenwald, das er in der vorangestellten Übersicht zu einem des ganzen Siedlungswesens im Grenzwald rundet. Geradezu spannend zu lesen sind die Schicksale dieses von der Grundherrschaft immer wieder hartherzig behandelten Bauernvolkes, das Werden der Dörfer, die bis ins 18. Jahrhundert von Herrschaften neu begründet, zum Teil auch durch Zu-

siedlung und Aussiedlung von Inwohnern einen Zuwachs des Siedlungsbodens brachten. Auch über die Abwanderung der Böhmerwäldler ins Banat und in die Militärgrenze wird eine familiengeschichtlich belangreiche Übersicht geboten.

Josef Blau: Deutsche Bauerhäuser aus dem Böhmerwalde. Bücher deutscher Volkheit aus den Sudeten- und Karpathenländern. Bd. 5. 12 S. Text mit Abb. und 12 Bildtafeln. Olmütz 1938.

Die Schrift bietet eine übersichtliche Gliederung der Haus- und Gehöftebildung des Böhmerwaldes, deren äußere und innere Erscheinungen die hübschen Bildtafeln und Zeichnungen ansprechend wiedergeben. Archivalische Bemerkungen hellen die Geschichte der Hausentwicklung seit dem 16. Jahrhundert auf.

Führer durch das Böhmerwaldmuseum in Oberplan. Zusammengestellt von Ed. Svarovsky. 45 S. Oberplan 1938.

Die Beschreibung des von Heimatfreunden mit vieler Hingabe und Opferwilligkeit aufgebauten und erhaltenen Heimatmuseums. Beachtlich ist die namentliche Erwähnung von Bildschnitzern, die kennzeichnende Darstellung der Betriebsamkeit des Böhmerwaldes in der Bauernstube, der Waldstube, der Glas- und Papierstube. Möge das ehrende Gedächtnis das Deutschland dem größten Sohn Oberplans, Adalbert Stifter im heurigen Jahr erweist, auch dem Wirken des Museumsvereines förderlich sein!

Dr. Franz Sigl: Die soziale Struktur des Sudetendeutschums, ihre Entwicklung und volkspolitische Bedeutung. 202 S. Leipzig, A. Lorentz 1938.

Außer über die eigenständige Verwurzelung der Sudetendeutschen auf ihrem Siedlungsboden verbreitet sich Verf. mit kluger Einsicht auch über die Auswirkung des Städtewesens auf die volkhafte Haltung von Deutschen und Tschechen in ihren Wechselbeziehungen nationaler Art. Die Übersicht zur Geschichte des volkhaften Gefüges der Bergbauentwicklung, der Zusammenhänge zwischen Eisen- und Kohlenbergbau und Glasgewerbe, über den Entwicklungsgang der Tuchmacherei, Leinen- und Baumwollenerzeugung ist gleichfalls volkkundlich belangreich, auch das Lebensbild der gewerblich betriebsamen Waldhufensiedlung gegen über der Markt- und Ackerdorfsiedlung wird entsprechend gekennzeichnet. Der donauländische und Wiener Heimatforscher findet wesentliche Hinweise für sein Arbeitsgebiet in der Wanderung der überschüssigen Bevölkerung über die Landesgrenzen.

H. Hielscher: Das Altwatergebirge. (Wirtschaftsgeographische Arbeiten. Herausgegeben vom Wirtschaftsgeographischen Institut der Handels-Hochschule Königsberg, Pr. H. 2.) 137 S. mit 12 Abb. Breslau, Ferdinand Hirt, 1938.

Besiedlung und Wirtschaft im Altwatergebirge in ihrer landschaftlichen Erstreckung und Entfaltung werden durch folgerichtig angewendete Volkswirtschaftliche Betrachtung mit aner kennenswerter Anschaulichkeit herausgearbeitet. Die treibenden Kräfte im Bergbauwesen, bei den land-

wirtschaftlichen Planungen und bei der gewerblichen Betätigung hat auch der Volksforscher, der den deutschen Grenzlandfragen sein Augenmerk zuwendet, entsprechend zu beachten. Drücken sie doch der Volksgeschichte dieser von der Natur eher karg bedachten Länder ihren besonderen Stempel auf.

Otto Huth: *Der Lichterbaum. Germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch* (Deutsches Ahnenerbe. 2. Abt. Nr. 9). 60 S. u. 36 Abb. auf Tafeln. Berlin-Lichterfelde, Widukind-Verlag, 1938.

Huth's Arbeit ordnet den deutschen Weihnachtsbaum in einer durchaus folgerichtigen und überzeugenden Auffassung in das Weltbild ein, das die alten deutschen Jahreslauffeste veranschaulichen. Das Auftreten von Maien- und Lichterbäumen bei den osteuropäischen Slawen — dort zumal im Hochzeitsbrauch — begründet sie ebenso auch für das germanische Altertum. Für den Quellenwert des Büchleins ist die Erfassung der alten Baumleuchter in den Kirchen Deutschlands besonders zu vermerken, an denen künstlerische Überlieferung und Brauchtum unseres Volkes unmißverständlich in Erscheinung tritt, was insbesondere der schöne Bilderteil bezeugt.

Fritz Reusch: *Musik und Musikerziehung im Dienste der Volksgemeinschaft*. 67 S. mit 65 Notenbeispielen. Osterwieck (Harz), A. W. Zickfeldt, 1938.

Verf. kennzeichnet vorerst die musikalische Artung des Mannschafts-singens, das, ebenso wie Gemeinschaftssingen ein Stück der Erziehung des Volkes zur Musik bedeutet. Heimsingen, Feierabend-, Werksingen und insbesondere auch der Schulgesang heischen Bedacht auf ihre besondere Sinnggebung. Vom Chorgesang wird Zielstrebigkeit, ausgehend vom Erlebnis der Jugendbewegung, gefordert, Feste und Feiern werden als Erziehungsformen des Volkes in unserer Zeit betrachtet, wobei kritische Betrachtungen über das Herkommen nicht fehlen, in dessen Rahmen sich „Veranstaltungen“ vielfach noch bewegen. Sehr klug äußert sich der wohl-erfahrene Verf. dann über die zeitlose Bedeutung unseres Volksliedgutes und gibt schließlich, besser als manches dickleibige Buch, Einblick in die musikalischen Grundelemente der hergebrachten Liedgestaltung im Volk.

Erna v. Vacano-Bohlmann: *Jugend im Jahresring*. 312 S. mit vielen Bildern im Text und 15 Bildtafeln. 2. Aufl. Potsdam, L. Voggenreiter, 1937.

Als Brauchtumsweiser führt das Buch die nationalsozialistische Jugend auf die Wirklichkeitsnähe unseres Volksbrauches hin, läßt sie seinen Gefühlswert nacherleben und deutet ihr seine Weltanschauung im Sinne des arischen Mythos, wie in K. Hüsing, W. Schultz, K. v. Spieß erschlossen haben. Der Fachforscher wird etwelcher Vermengung von über-liefertem Bestand und postulierter Urgestalt sich da und dort kritisch gegenüberstellen, so beim Perchtenlauf, der Erscheinung der „Ostara“, oder der „Maja“. Aber die Verfasserin hat in der Sichtung mythenhaltiger Überlieferung zweifelsohne erkleckliches geleistet und auch geschichtlichen Nachrichten nachgespürt, denen unmittelbarer Quellenwert für ihre stets gehaltvollen Darlegungen zukommt.

Hans Strobel: Bauernbrauch im Jahreslauf. (Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt., Nr. 1.) 307 S. mit 76 Abb. auf Tafeln. Leipzig, Koehler & Amelang, 1937.

Den Wesensgehalt des Buches macht vor allem die rückhaltlose Darstellung der Umwerbung aus, die die kirchliche Auffassung in die von der Weltanschauung des Volkes und seinem Natursinn bestimmten Bräuche des Bauernjahrs hineingetragen hat. Zug um Zug weist sie demgegenüber in warmerherziger Einfühlung auf die schöpferischen Kräfte hin, die in ihrer Gestaltung lebendig waren und geblieben sind, so daß auch die Gegenwartsbewegung unseres Volkes von hier aus weiterzubauen vermag.

O. v. Zaborsky-Wahlstätten. Urväter-Erbe in deutscher Volkskunst. (Deutsches Ahnenerbe, 3. Abt., Nr. 1.) 382 S. mit 673 Abb. Leipzig, Koehler & Amelang, 1937.

Ein Nachschlagebuch für jeden, der als Lehrer oder Volksbildner oder auch zur eigenen Belehrung eine Zusammenschau von Sinnbildern, Brauchtum und Saggut unseres Volkes anstrebt. Mag auch manchen der in überreicher Fülle dargebotenen volkskünstlerischen Arbeiten ein solcher Sinngehalt nicht mehr gegeben worden sein, so ist doch ihre Einordnung in den Gestaltenkreis bedeutungsvollen Überlieferungsgutes eine Aufgabe, die die Gegenwartsvolkskunde mit Recht stärkstens bewegt. Gegenständlich vom Bildschmuck an und im Haus, an Kirchen und Gräbern bis zum Zuckerbackwerk, inhaltlich von der Auslegung der nordischen Mythen im Sinne von Zeit- und Weltordnung bis zur Erfassung solcher Niederschläge im Bauern- oder Manderlkalender, in der ortsgebundenen Volkssage, wie im altarischen Götterhimmel reichend, stellt die Darstellung immerhin gewisse Anforderungen an die Vorbildung des Lesers.

Das verdienstvolle Unternehmen den Bestand der alte, volksläufige Weltanschauung verkörpernden Sinnbilder landschaftlich und stammesmäßig zu erheben, fördern vor allem die beiden reich mit Bildern ausgestatteten Bände 4 und 5 der gleichen Reihe, u. zw.:

K. Th. Weigel: Sinnbilder in der fränkischen Landschaft. 22 S. mit 94 Bildtafeln.

K. Th. Weigel und S. Lehmann: Sinnbilder in Bayern (Alt-Bayern und Ostmark). 31 S. mit 48 Bildtafeln. Berlin, Alfred Metzner, 1938.

Während der erstere Band vor allem durch die ausführliche Bildbeschreibung Beachtung heischt, ist in letzterem bereits eine landschaftliche Schilderung versucht, die die Verbreitung der einzelnen Sinnbilder und das Ausmaß ihrer Anwendung zum Gegenstand hat. Die Verwendung eines Zeichenschlüssels zum Vermerk des Sinnbildgehaltes ist ebenso einleuchtend wie zweckdienlich.

Otto Lehmann: Deutsches Volkstum in Volkskunst und Volkstracht. (Deutsches Volkstum, herausgegeben von John Meier, Bd. I.) 125 S. mit 10 farbigen und 40 einfarbigen Tafeln. Berlin, W. de Gruyter, 1938.

Lehmann beleuchtet das Wesen der Volkskunst von verschiedenen

Seiten her, indem er ihre Bindung an Kinderspielzeug, Handwerksarbeiten, wie an die volksmäßige Religiosität, an Brauch und Spiel umreißt. Eine Reihe von Abschnitten gibt dann ein Charakterbild der Volkskunst in unterschiedlichen deutschen Stammesbereichen, wie es auch am Trachtenbestand sich ausdrückt. Die Ostmark ist hiebei noch nicht einbezogen, was zumal das Trachtenkärtchen unvollständig erscheinen läßt. Schöpferische Leistungen in bestimmter Umwelt, wie Niedersachsen, Friesland, Thüringen, Bayern sind mit feinem Blick gesehen. Die Fülle der Überlieferungswerte im Sinngehalt der Volkskunst wird indes nur angedeutet, ebenso der Eigenwuchs der Volkstracht, die in den älteren landschaftlichen Beschreibungen nach Bestand und Aufbau eine folgerichtigeren Betrachtung im Sinne ihrer Volkstümlichkeit erfahren hat, als dies die für zwei so bedeutsame Gebiete des Volkslebens allzu knappe Darstellung zu erkennen gibt. Wir hätten lieber ein paar Bilder entbehrt.

Hans Moser und Raimund Zoder: Deutsches Volkstum im Volksschauspiel und Volkstanz. (Deutsches Volkstum, herausgegeben von John Meier, Bd. 3.) 184 S. mit 24 Bildtafeln. Berlin, W. de Gruyter, 1938.

Moser erläutert zunächst die Forschungsaufgaben, die sich an den Begriff des Volksschauspiels knüpfen und bezieht in die Darstellung auch die neuere Laienspielentwicklung mit Einfühlungsgabe und treffsicherem Urteil ein. Die Übersicht über die Quellgebiete volkstümlichen Brauchs ist wohlausgewogen, doch liegt Moser am meisten die Erfassung und Auslegung des archaischen Quellenstoffes für das Volksschauspiel religiösen Inhalts. Den Maßstab für volkhafte Gehalt finden wir einigermaßen verkehrt angelegt, wenn im Brauchspiel die Figur des Doktors mit der Landläufigkeit fahrender Quacksalber und die Wiedererstehung des Toten mit der Notwendigkeit seines Wiederauftretens im Umzugsspiel begründet wird, wogegen Moser lehrhafte Auslassungen über die Sorgen des Kaisers in einem Hirtenspiel als volkhafte gewachsen ansieht. Gegenüber ausführlichem Hinweis auf die volkhafte Darbietung religiöser Spielstoffe vermissen wir die Würdigung der Geistigkeit, etwa der Ehetragödie, die „der Teufel und das alte Weib“ anstiften mit ihrer dem klassischen Schauspiel entsprechenden Formung in Maske, Szene und Sprache, sowie des „Doktor Faustspiels“, des volkstümlich gewordenen romantischen Spiels von „Valentin und Urson“, um vom „Wildmännlenspiel“ in diesem Zusammenhang abzusehen.

Zoder gibt eine gediegene Grundlegung und zugleich einen Leitfaden für das Verständnis der deutschen Volkstänze in ihrer bunten Gestaltfülle. Schon läßt bis ins einzelne sorgfältig sichtende Quellenforschung nicht nur die Zusammenlegung der Grundformen über weite Räume hin zu, sondern zeitigt auch schon — bei Zoder kartographisch wohl umrissene — Erkenntnisse ihrer Verbreitung. Die bedachtsame Zuordnung des Tanzspiels und seiner Ausdrucksgestalten zum Brauch bietet eine Grundvoraussetzung für die Auslegung der Volkstänze im Geiste der sinnvollen Gestaltfülle der Volksüberlieferung, zu der die Volksforschung ja allerwegen sich nun anschickt.

Fr. Christiansen: Festliches Spanien. 314 S. mit 101 Bildtafeln. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1935.

Der Verfasser gibt eine ebenso anschauliche wie künstlerisch bewegte Schilderung des festlichen Gegenwartslebens im städtischen Getriebe Spaniens. Reste der Tracht, das Anstimmen von Liedern im Volkston und das Durcheinanderspielen von volkstümlicher Eigenart und modernem Zeitgeist in Ausdrucksstil und Gehaben der Spanier sind auch für den Volksforscher aufschlußreich.

Karl M. Klier, Schatz österreichischer Weihnachtslieder. Klosterneuburg, Augustinus-Druckerei, 1936/37. Heft 1—3.

Seit Wilhelm Pailler ist für die Erkundung des geistlichen Volksliedes in Österreich nicht mehr viel geschehen. Das Weihnachtslied hat wohl in Proben seine ästhetischen Schätzer gefunden, doch hat die Forschung still geruht. Klier versucht in dieser Sammlung, den ältesten Bestand landschaftlich zu erkennen, und zwar in textlicher wie, was besonders neuartig ist, in musikalischer Hinsicht. Für einige Landschaften wird sich die Sammlung dabei weitgehend auf die Sonnleithner-Sammlung von 1819 stützen, welche sozusagen das Sammelbecken der österreichischen Barock-Volksmusik war. Die unter dieser liegenden Schichten sind ja fast unbekannt. Die wesentlich protestantischen Lieder des Burgenlandes spiegeln aber wohl das Bild des 16. Jahrhunderts noch heute. Klier gibt die Lieder quellenmäßig heraus und belegt sie weitgehend mit Herkunfts- und Verbreitungsnachweisen, oft auch mit den nötigsten Wort- und Sacherklärungen.

Leopold Schmidt.

Robert Böhme, Das Prooimion. Eine Form sakraler Dichtung der Griechen. (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Bd. 15.) Bülh—Baden, Konkordia-Verlag, 1937. 88 Seiten.

Diese nicht gewöhnliche Dissertation rückt in den Interessenkreis der Volkskunde, weil sie auf gutbedachtem Weg versucht, ein scheinbar rein klassisch-philologisches Problem, nämlich das der Götteranrufung in den Homerischen Hymnen und ähnlichen Erscheinungen nicht wie bisher als Vorspruch und Reverenz zu erklären, sondern als direktes Auftreten und Sichbezeugen der Gottheit. Das Ergebnis der Darstellung, die nicht als Untersuchung, sondern als Bestätigung eines bereits für richtig und wichtig erkannten Ergebnisses angesehen werden will, ist in einem Schlußabschnitt zusammengefaßt, der in kurzer Form nach dem aus Meister Eckhart gewählten Leitwort, daß alle Seligkeit im Erleiden der Gottheit liege, die religionsgeschichtliche Erkenntnis überschauf. Vielleicht ließe sich auf dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft hier weiterbauen.

Leopold Schmidt.